



# Anisja

## Eine traurige Geschichte mit gutem Ende

### Die Heimat in der Ukraine



In der Zeit, als Anisja Andrejewna Denisjaka heranwuchs, war das Leben im ukrainischen Dorf Ljubikowitschi, das damals unter polnischer Verwaltung stand, auf der einen Seite recht harmonisch und andererseits bewegt. Im Allgemeinen ist der Landstrich verhältnismäßig dünn besiedelt. Die Gegend vor der Einmündung des Flusses Slutsch in den Fluss Horinj ist durchwegs eben und ziemlich feucht. Immer wenn es im Süden zu stärkeren Regengüssen kommt, oder im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, kann das Wasser nicht schnell genug in den Pripjat und weiter in den Dnjepr abfließen. In dieser Zeit sind weite Flächen der Ebene am Zusammenfluss der Gewässer überschwemmt. Wälder gibt es dort nicht sehr viele, höchstens ein Fleckchen mit Kiefern mitten im Moor oder ein Birkenwäldchen.

Im Ort Ljubikowitschi befanden sich an die fünfhundert Häuser. Dort siedelten bis zum Zweiten Weltkrieg überwiegend kleine oder mittelgroße Bauern. Weiters waren im Dorf noch Händler, Handwerker, vor allem Schmiede, Tischler, Wagner. Die Ausdehnung des Dorfes war dennoch so groß, dass es Anisja zur Gänze gar nicht gut kannte. Als Kind hatte sie andere Dinge im Kopf und interessierte sich nicht so sehr darum, was es im Dorf Besonderes gab. Ein grausames Schicksal riss das fünfzehnjährige Mädchen für immer aus der angestammten heimatlichen Umgebung. Etwas weiter im Norden breitet sich der Landstrich Wolchinj aus, nicht weit entfernt von sich nördlich befindenden Stadt Tschernobyl. In diesem Bereich gab es einige größere Bauern, welche überwiegend Polen waren. Der Landstrich mitsamt seiner Umgebung war nicht unter sowjetischer Herrschaft, sondern noch immer Teil des Staates Polen. In der Ernte-

zeit gingen Burschen und Mädchen gerne dorthin als Erntehelfer, unter ihnen die Geschwister Denisjaka. Polen und Juden waren überwiegend vermögendere Leute, bei ihnen konnte man gelegentlich eine Kleinigkeit verdienen.

Die einzige Stadt in der Nähe ist Dubrowiza, und etwas weiter im Süden das etwas größere Sarni. Die Siedlung Ljubikowitschi befindet sich am nördlichen Rand des Bezirkes oder des Rayons Sarni, welcher zur Verwaltungseinheit Riwne gehört. Die Hauptstadt Riwne nannte man in Zeiten der russischen und sowjetischen Herrschaft Rowno. Wenn man einmal in die etwa dreißig Kilometer entfernte Bezirksstadt Sarni musste, war man in früherer Zeit mit einem Pferdegespann zwei bis drei Stunden in einer Richtung unterwegs.

### **Das Elternhaus der Denisjaka**

In der Familie Denisjaka gab es weder Wohlstand noch Armut. Fürs Überleben war genug vorhanden. In ähnlichen Verhältnissen lebte die Mehrheit der Dorfbewohner und sie alle waren recht zufrieden. Lediglich äußere Ereignisse brachten Unruhe in das Dorfleben, insbesondere die politischen Einflussnahmen der häufig wechselnden Machthaber. Der Vater Andrej war Bauer. Im Stallgebäude, welches ein wenig abgerückt vom Wohnhaus errichtet wurde, standen zwei Pferde, die man insbesondere für die Bearbeitung der ausgedehnten Felder benötigte. Es waren noch zwei Kühe, ein paar Ferkel, Schafe, Hühner und Gänse da und etwas Kleinvieh.

Neben der Landwirtschaft befasste sich Andrej Denisjaka mit dem Fischfang. Der Fischer brachte häufig geschmackvolle Fische aus den Flüssen Slutsch und Horinj. Damit wurde der familiäre Speiseplan bereichert. Auf Fischfang ging man sogar im Winter. Auf dem zugefrorenen Fluss musste man ein Loch ins Eis schlagen. In dieser Jahreszeit haben die Fische besonders gern angebissen. Manchmal war es möglich, von der Beute etwas zu verkaufen und sich so einen zusätzlichen Zloti zu verdienen, oder später, in der kurzen Zeit, als dieser Teil der Ukraine unter

russischer Herrschaft war, einen Rubel. Das Holz für den Winter musste man kaufen. Sobald der Bach Marjanovka zugefroren war, beförderte man es auf dem Eis nach Hause.

Das Haus der Denisjaka war bescheiden, so wie es nahezu alle Häuser im Dorf waren. Es hatte eine Küche und drei weitere Räume. Darin lebten Vater Andrej, Mutter Fedora, die Töchter Ljuba, Matrona, Sofja – letztere rief man Sosja, der einzige Sohn Majszej, Anisja und Olga, die Jüngste. Bei Kriegsausbruch waren alle Familienmitglieder noch daheim. Der wichtigste Wohnraum war die Küche. Ein Schlafzimmer war für die Eltern da und die jüngeren Kinder schliefen alle zusammen in einem Raum.

Die Jugend und auch schon die Kinder mussten zu Hause bei der Arbeit zupacken. Anisja war unter den Jüngeren und hatte den Vorteil, dass zur Schwerarbeit zunächst die Älteren und Stärkeren herangezogen wurden. Von den beschwerlichen Verrichtungen auf dem Feld war sie größtenteils verschont. Stattdessen hatte sie die Aufgabe, zu Hause für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen. Im und ums Haus musste stets aufgeräumt sein. Vor dem Sonn- und Feiertag war der Hof sorgfältig zu säubern, ebenso der Platz zwischen der Straße und dem Haus.

### **Nahrung und Versorgung**

Beim Haus war von allem genug da. Die Familie konnte sich ohne Schwierigkeiten den größeren Teil der benötigten Lebensmittel am eigenen Anwesen erarbeiten. Selbst die Fasern für die Textilien stellte man selbst her, die Frauen spannen die Fäden, erzeugten Leinen und nähten Kleider. Die Wolle gaben die Schafe, Flachs wuchs auf dem Acker. An langen Abenden saßen die Mutter und die größeren Schwestern am Spinnrad. Im Winter hielt die Spinnerei manchmal den ganzen Tag an. Es kamen noch andere Mädchen aus dem Dorf zu Hilfe. Damit war die Arbeit recht kurzweilig. Nachdem die Arbeit bei einem Haus vollbracht war, ging man beim nächsten ans Werk. Während die jüngeren Frauen spannen und strickten, stellte der Vater den Webstuhl auf, an dem die

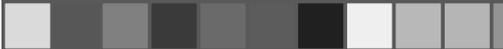


Mutter und die älteren Schwestern das Tuch fertigten. Inzwischen besserte der Vater die Fischernetze aus oder er gerbte ein Tierfell. Während des Spinnens und anderer Tätigkeiten gab es viel zu erzählen, man hat gesungen und gescherzt.

Den daheim erzeugten Stoff verwendete man überwiegend für die Herstellung der Alltagskleidung, und wohl auch der Festtagstrachten. Schoße oder Röckchen mitsamt den Blusen sowie das Hemd oder die Rubaschka für die Männer mussten am Ende mit Stickereien oder aufgenähten Spitzen geschmückt werden. Mit Liebe und Sorgfalt wurden die Tischtücher und Ruschniks, die kunstvoll gearbeiteten schmalen und langen Deckchen hergestellt, welche zu besonderen Anlässen oder für eine ehrenvolle Verschönerung vielfache Verwendung fanden. Im Herrgottswinkel wurden die Ruschniks über die Ikonen und das Kreuz gehüllt; es wurden damit sogar die Grabkreuze auf dem Dorffriedhof geschmückt. Sobald das Leinengewebe ergraute und die Farben am Schmuckwerk verblichen, wurden die Ruschniks mit neuen ersetzt. Ein Ruschnik hatte auch anlässlich der Eheschließung eine Sonderrolle: Der Druschok oder der Kranzelführer heftete sich das breite Band gleichsam als Schärpe über die Schulter und ging in dieser Aufmachung die Hochzeitgäste laden. Als diese am Hochzeitstag eintrafen, wurden sie mit Salz und Brot, welches auf dem Ruschnik gehalten wurde, begrüßt.



Mit der Zeit begann man die Kleidung zunehmend aus gekauften Textilien herzustellen. Jüngere Frauen richteten sich nach der Mode. Der Stoff wurde bei Mendel gekauft, welcher jüdischer Herkunft war und ein größeres Kaufhaus im Dorf besaß. Man brachte den Stoff zur Schneiderin, die schöne Sachen nähte, Schöße oder Röcke, Blusen und den ärmellosen Gortes oder eine Art Weste. Sie stellte Kleidchen her, die sie danach mit kunstvollen Verzierungen und Spitzen mit bunten Mustern versah. Mit gleich liebevoller Sorgfalt stellte sie für die Männer Festtagshemden aus Leinen her. Die Herrenanzüge erzeugte der Dorfschneider, der freilich in jeder Hinsicht weniger zu tun hatte. Für den Winter, der in diesen Gegenden grimmig kalt sein kann, stellte man Felljacken her, man nannte sie Koschuschok. Auch gewalkte Wollmäntel waren in Verwendung, die



innen oder außen mit einem Lammvlies verstärkt waren. Die Mützen oder Schapkas waren aus weichem Fell verschiedener Tiere. Auch die waren schön gearbeitet und ansprechend verziert. Man verwendete so ziemlich alles, was von den Tieren zu bekommen und auf den Feldern oder in den Gärten zu erarbeiten gab.

Was man daheim nicht gewinnen konnte, kaufte man in Mendels Geschäft oder in anderen Läden, die der Reihe nach im Eigentum jüdischer Familien waren. Zu kleineren Einkäufen, etwa von Salz oder Petroleum, schickte man die Kinder. Diese bekamen ein paar Zlotis mit auf den Weg, manchmal auch ein paar Eier, die beim Händler für den erforderlichen Einkauf eingetauscht werden sollten. Der Kaufmann Mendel fand in jeder Verlegenheit eine Lösung.

Vater Andrej trank und rauchte nicht. Dennoch wurde zu Hause Tabak angebaut. Es war zwar verboten, doch so manches unternahm man schwarz. Verkauft wurde das Zeug in den nördlichen Nachbargemeinden. Der Verdienst war gut und willkommen.

## **Das Dorfleben**



Die Verwandten besuchten einander an Sonntagen, vor allem an Feiertagen, zu Weihnachten, Ostern und zu „Seleni Svjata“ – Pfingsten und zum Fest der Heiligen Dreifaltigkeit. Zu Besuch kamen vor allem die Eltern der Mutter, Iwan und Ana, gelegentlich auch die Verwandten des Vaters. Besondere Geschenke für die Kinder gab es in der Regel keine. Nur zu Ostern bekam jeder sein Osterei. Die reich verzierten Ostereier waren richtige Kunstwerke, mit Wachsmustern ausgestaltet und in mehreren Schichten bunt gefärbt. Farbstoffe wurden aus den Schalen der Zwiebel, aus Eichenrinden und Kräutern gewonnen. Zu solchen Anlässen kam Anisja häufig mit ihrer Verwandten Ljubka zusammen, worüber sie sich immer sehr freute. Zu jener Zeit konnten sie beide nicht wissen, welch bitteres gemeinsames Schicksal sie in der Zukunft noch stärker verbinden würde.

Anisja besuchte nur sechs Jahre lang die Schule. Die Schule hatte vier Klassen, in den Unterrichtsräumen befanden sich bis zu fünfzig Kinder.



Die Schüler lernten Ukrainisch und Polnisch, sie schrieben in der cyrilischen und lateinischen Schrift. Russisch war nicht erwünscht, denn in jener Zeit galt Polnisch als Staatssprache. In der Nähe der Schule war die Polizeistation, obwohl es kaum Gesetzesübertretungen gab. Für manches, was heute als Vergehen gilt, zum Beispiel Raufhandel oder andere Auseinandersetzungen, die durchaus alltäglich waren, brauchte man keine Polizei. Die Dorfbewohner regelten die Dinge meist auf ihre eigene Art. Doch jede Machtstruktur will ihre Gesetzeshüter haben, welche die Bevölkerung bändigen und sie zur Anpassung und Unterordnung drängen.

Die Schule war auch eine öffentliche Einrichtung und sie musste sich nach den Machthabern richten, die häufig wechselten. Als im Jahre 1939 nach der durch den Hitler-Stalin-Pakt erzwungenen Teilung Polens die Russen die Herrschaft übernahmen, wurde für alle, für Jung und Alt, der verbindliche Besuch der abendlichen Sprachkurse angeordnet. Das Sagen hatte nunmehr die Sowjetmacht, daher musste man Russisch lernen. Es war dies nicht besonders schwierig, sind sich doch Ukrainisch und Russisch ziemlich nahe und auch die Schrift ist gleich.



Im Dorf gab es eine einzige Arztambulanz, die man nur aufsuchte, wenn ein größeres Unglück geschah oder eine schlimme Krankheit auftrat. Zahnschmerz war natürlich auch im Dorf Ljubikowitschi nicht unbekannt, doch Zahnarzt gab es keinen. Für den Fall, dass die Schmerzen unerträglich wurden, musste sich der oder die Arme zu einem Bauern oder Handwerker begeben, der eine geeignete Zange besaß. Der schmerzhafteste Zahn wurde einfach ausgebrochen, ohne dass man den Schmerz irgendwie zu lindern versuchte; wenn es notwendig war, half man sich mit dem zu Hause erzeugten Schnaps, der Horiwka, die größtenteils aus Getreide hergestellt wurde. Die Männer im Dorf waren größtenteils keine Säufer; während des Krieges und danach hat sich das geändert und sie fingen wie wahnsinnig an zu trinken.

Juden waren im Dorf in einer ansehnlichen Zahl vertreten. Freitags trafen sie einander zur feierlichen Geselligkeit, im Sommer häufig sogar im Freien. Die Kinder ärgerten sie gerne. Doch die versammelten Juden scherten sich darum recht wenig. Die Schlimmen bekamen es bald satt

und ließen nach, bevor sie wer verjagte. Wenngleich sich die Juden nicht allzu häufig mit anderen Dorfbewohnern in geselliger Runde trafen, wurden sie geachtet, denn sie haben niemandem etwas getan.

### **Sitten und Brauchtum**

Die Ukrainer waren damals überwiegend recht fromme Menschen. In der Dorfmitte stand eine hölzerne Kirche. Das Innere des orthodoxen Gotteshauses war mit herrlichen Ikonen und religiösen Gegenständen ausgestattet. Zu den größeren Feiertagen, insbesondere zu Weihnachten oder „Chrisdwo Christowe“ und zu „Ordanj“, dem Fest der Verkündigung Christi (Hl. Drei Könige), zu Ostern oder der Auferstehung und zwischendurch zu besonderen Anlässen waren die Gottesdienste feierlich und unendlich lang. Anisja erinnert sich, dass die Menschen aus den Dörfern Marjanowka und Belatitschi auf dem Wagen und im Winter auf dem Schlitten mit Pferdegespann angefahren kamen. Zum Dreikönigsfest gingen die Gläubigen nach den religiösen Handlungen in der Kirche zum Fluss, wo aus dem Eis ein großes Kreuz ausgeschnitten wurde. Batjuschka, der geistliche Herr des Dorfes, segnete das Wasser und jeder nahm etwas davon mit nach Hause.

Besonders feierlich ging es in der Kirche zu Ostern zu. Und zu Pfingsten hatten die Sängerinnen und Sänger unter der Kleidung weiße Tauben versteckt, die während der Gebete zum Heiligen Geist nacheinander ausgelassen wurden, damit sie wegfliegen konnten. Auch an gewöhnlichen Sonntagen gingen die Leute in die Kirche, an Werktagen eher selten. Während der Gottesdienste wurde viel gesungen. Am schönsten war das Singen des Chores, dazwischen erklang der Volksgesang. Der Kirchenchor nahm im Dorf zugleich irgendwie die Rolle eines Kulturvereines ein.

Im Dorf gab es keine katholische Kirche. Solche befanden sich lediglich in den Städten Dubrowitza und Sarni, insbesondere aber in Riwne, wo es eine größere Zahl von so genannten ukrainischen Uniaten und auch Polen gab, die Angehörige des katholischen Glaubens waren und ihre Gottesdienste in den katholischen Kirchen feierten.



An den Samstagabenden sammelten sich im Dorf in kleineren Gruppen die Sängerinnen und Sänger, Mädchen und Burschen. An einem Ende des Dorfes begannen sie zu singen und schritten die Straße entlang an den Häusern vorbei. Es gesellten sich noch andere bei und allmählich waren es viele. Besonders fröhlich ging es zu, wenn sich Makar, der Inhaber eines kleinen Beisls, zu ihnen gesellte. Er konnte gut auf der Ziehharmonika spielen. Mit seiner Musik begleitete er die Jugend. Den gesamten Abend wurde gesungen und getanzt. Anisja beobachtete das Geschehen aus einer gewissen Entfernung. Man sagte, dass ein Mädchen erst dann tanzen darf, wenn ihm bereits die Brüste gewachsen waren. Als es noch spannender wurde, schickten die älteren Schwestern Anisja meist nach Hause. Nur noch versteckt konnte sie aus einem entfernteren Winkel das Geschehen beobachten.

Die Jugend verstand es, selbst für ihre Unterhaltung zu sorgen. Im Winter fertigten die Burschen eigenartige Schlittschuhe an. Die „Lischi“ waren dreieckige Brettchen, auf welchen die eisernen Kufen befestigt waren. Mit Lederriemen wurden diese seltsamen Schlitten an die Schuhe oder Stiefel gebunden. Sie glitten über das glatte Eis, dass es eine Freude war.



Im Sommer musste das Jungvolk das Vieh an den Ufern des Flusses Slutsch hüten. Es war dies schon eine Anstrengung und auch eine gewisse Verantwortung. Dennoch war es kurzweilig, denn die Hirten aus der gesamten Nachbarschaft hatten während der Weide die Gelegenheit für verschiedene Spiele und wohl auch andere Streiche. Sie halfen einander, das Vieh auf jenen Wiesen zu halten, die als Weiden vorgesehen waren. An Dummheiten hat es während des Viehhütens keineswegs gefehlt. Man ritt auf Kühen, galoppierte auf den Pferden, an heißen Tagen sprang man in den Fluss und schwamm ans gegenüberliegende Ufer. Das Vieh kam seinen Hütern über das Wasser nach. Es gab zwar eine Brücke, welche für die Heuernte errichtet wurde. Das Vieh durfte sie nicht betreten, weil man fürchtete, dass sie dadurch zu schnell beschädigt werden würde. Das Wasser des Flusses war nicht reißend. Nahezu alle konnten bereits in früher Jugend recht gut schwimmen. Auch das Vieh war an das Wasser gewöhnt und es versuchte gar nicht im Trockenen auf das andere Ufer zu



gelangen. Über den etwas größeren Fluss Marjanowka gab es eine weitere Brücke, die häufiger betreten wurde.

Mit kleinen Messern oder Feiteln schnitzten sich die Hirten Dinge, die als Spielzeug verwendet wurden. Mit Freude flochten sie Körbchen aus Weidenzweigen. Im Herbst, als es früh zu dämmern begann und schon kühl wurde, machten sie sich ein Feuer, auf dem sie Kartoffeln braten konnten. Es kam sogar vor, dass einmal eine Gans entwendet wurde, meist in einem der benachbarten Dörfer, wohin die jungen Diebe mit den Pferden ritten. Einmal ritt Anisja – freilich ohne Sattel – so weit, dass das Gesäß ganz aufgerieben war. Am Fluss Marjanowka briet man das Entenfleisch und machte sich ein geschmackvolles Abendmahl. Es konnte nicht anders sein, als dass sich solche Dinge früher oder später herumsprachen. Es folgte eine angemessene und schmerzhaft Strafe.

### **Bewegte Zeiten**



Das Dorf Ljubikowitschi war seit dem Ersten Weltkrieg unter polnischer Herrschaft. Zum Königreich Polen, welches im Jahr 1916 ausgerufen wurde, wurden in den folgenden Jahren weitere Gebiete angeschlossen, so unter anderem auch Polesien und Wolchinj, womit der größere Teil des Gebietes erfasst war, das zur Verwaltungseinheit von Riwne – die Stadt ist unter ihrer russischen Bezeichnung Rowno besser bekannt – gehörte. Seinerzeit, während der russischen Revolution stieß die Sowjetarmee weit gegen den Westen vor, zog sich aber später wieder zurück. Zwischen den Jahren 1939 und 1941 legten die Sowjetunion und Deutschland eine neue Grenzziehung zwischen ihren Interessensbereichen fest. Dieser Teil der Ukraine kam unter die sowjetische Herrschaft.

Am Ende der Dreißigerjahre des zwanzigsten Jahrhunderts wurden drohende Anzeichen des nahenden Krieges unverkennbar. Das Dorf war voll von der Idylle, es kannte aber auch genügend Grausamkeiten. Plötzlich entstand eine Unruhe. Recht unterschiedliche Botschaften wurden verbreitet. Die Staatsmacht begann junge Männer für das Heer zu sammeln, was überwiegend bei Nacht geschah, um die Bevölkerung nicht zu sehr



zu beunruhigen. Die Burschen waren allerdings nicht allzu lang weggeblieben, nach einigen Tagen kehrten sie der polnischen Armee den Rücken und kamen wieder heim. Die Aufregung wandte sich in eine andere Richtung. Am Rande des Dorfes begannen sich die Polen und Juden auf einmal mit großen Bündeln und mit viel Gepäck zu sammeln. Es kamen Autobusse, mit denen sie wegfuhrten. Man wusste nicht wohin.

Bis dahin war die Grenze mit der Sowjetunion hinter dem etwa fünfzig Kilometer entfernten Strisk, wo sich eine Art Schottergrube befand. Diese Grenze hatte offensichtlich keine Gültigkeit mehr. Es kamen die Russen und besetzten das gesamte Gebiet. So blieb es etwas länger als ein Jahr. Junge Menschen, insbesondere Burschen, waren besonders betroffen. Auch Russen suchten Soldaten. Jene, die sich zu widersetzen versuchten, wurden ohne Erklärung oder Verhandlung zur Zwangsarbeit nach Sibirien geschickt. Nur kurze Zeit danach war wieder alles anders, noch viel schlimmer.

### **Einmarsch der Deutschen**



Die Ukrainer mochten weder die Polen noch die Russen. Beide waren für sie Unterdrücker, die sich gierig an der ukrainische Erde bedienten, die als fruchtbarer Kornboden galt. Als die Deutschen in Begleitung von bedrohlich dröhnenden Fluggeräten, mit Motorrädern, Automobilen, Lastwagen und Panzern eintrafen, erweckten sie zunächst eher Neugier als Angst. Die Erfahrung der Ukrainer war ohnehin die, dass man sich von keiner neuen Herrschaft etwas Gutes erwarten darf. Diesmal war es entgegen allen bisherigen Erfahrungen wesentlich anders.

Das Besondere an der Familie Denisiaka war, dass man regelmäßig Zeitungen kaufte, die mit der Post zugestellt wurden. Der Vater musste sie haben. Er ging zwar nie zur Schule und konnte nicht schreiben. Das Lesen hat er dennoch erlernt, angeblich in der Zeit des Ersten Weltkrieges, als er in Gefangenschaft war. Er war recht gut aufgeklärt, was ihm zuletzt nicht zum Vorteil war, sondern ihn möglicherweise sogar zum Untergang führte. Nachdem das Land von Hitlers Streitkräften besetzt war, wurde

er zum „Holowar“, also eine Oberhaupt oder Bürgermeister des Dorfes bestimmt. Als belesener Mensch und angesehene Persönlichkeit war er stärker als andere der Aufmerksamkeit der jeweiligen Machthaber ausgesetzt. Das war sein Verhängnis.

Zu Beginn versuchten die Soldaten noch irgendwie freundlich zu sein, es sah zumindest so aus. Unter der Jugend war die Vorstellung verbreitet, dass ein Deutscher ein „Nemetz“, also in der Tat ein Stummer sei und nicht sprechen könne. Zunächst verständigten sie sich mit den fremden Soldaten nur mit dem Zeigen und mit Gesten. Bald stellten sie fest, dass sie doch ihre eigene Sprache haben, die aber im Gegensatz zu Polnisch oder Russisch für die jungen Dorfbewohner völlig unverständlich war.

Die Eroberer der Ukraine begannen mir nichts dir nichts auf den Höfen Tiere, Hühner, Enten, Schafe, Kühe und sogar Pferde einzusammeln. Die Menschen waren erst zornig, danach verzweifelt. Allmählich machten sie sich Sorgen, wie sie wohl selbst überleben werden, denn es blieb ihnen beinahe nichts mehr. Es folgten noch härtere Dinge. Bei jeder neuen Aktion war es brutaler, schrecklicher und schicksalhafter. Der Vater wurde also zum „Holowar“ des Dorfes, zu einer Art Bürgermeister bestimmt. Es widersetzte sich nicht besonders. Er bildete sich ein, dass er am ehesten überleben und der eigenen Familie und Gemeinschaft helfen können werde, wenn er mit der neuen Herrschaft zusammenarbeiten und so der ukrainischen Heimat dienen würde. Es stellte sich heraus, dass er sich schrecklich irrte. Es gab schon damals zahlreiche Ukrainer, die die Täuschung durchschauten.

Man begann die Männer wieder zum Militär zu drängen. Diesmal waren es die Deutschen, die ukrainische Burschen und Männer der Reihe nach zwangsrekrutierten. Sie wollten ihre Wehrmacht mit Truppen ukrainischer „Freiwilliger“ verstärken. Es entstanden Züge mit ukrainischen und russischen Kosaken, die auch aus Hass gegenüber den Bolschewiken bereit waren, mit den Deutschen zusammenzuarbeiten. Viele haben es aber vorgezogen, sich zu verstecken, sich in die Wälder zu begeben oder sich den Partisanen anzuschließen, die die fremden Angreifer zu bekämpfen begannen. Es entstand eine vollständige und gefährliche Verwirrung.

## Das Zusammentreiben der Zwangsarbeiter

Bald nach ihrer Ankunft in der Ukraine begannen die Deutschen junge Menschen einzusammeln, die sie zur Arbeit nach Deutschland schicken wollten. Es kam der Befehl, dass jedes Haus einen arbeitsfähigen jungen Menschen zur Verfügung zu stellen hat. Unter der Jugend begann sich die Panik auszubreiten. Burschen waren bald schon keine mehr da, es blieben nur noch Mädchen übrig. Für die Zwangsarbeit in der Fremde wurden bestimmte Jahrgänge gesunder, kräftiger und zur Arbeit tauglicher junger Leute vorgesehen. Die Jüngsten konnten etwa vierzehn Jahre alt sein. Die Mehrzahl sowjetischer Zivilarbeiter, wie sie von den nationalsozialistischen Deutschen bezeichnet wurden, waren Frauen in einem Durchschnittsalter von etwa zwanzig Jahren.

Eine schlimme Ahnung hielt die Jugend davon ab, sich freiwillig zur bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort einzufinden. Die Deutschen hatten es aber offensichtlich eilig. Sie befürchteten, junge Menschen könnten als Erste beginnen, sich den Besatzern zu widersetzen. Man musste sie so bald wie möglich einsammeln und wegbringen, damit sie keine Zeit hätten, in einer Aufruhr gegen die Fremdherrschaft aufmüpfig zu werden. Es wurde verlautbart, dass etwas Kleidung und Verpflegung für etwa vierzehn Tage mitzunehmen sei. Zunächst hieß es, sie gehen Schützengräben für die Wehrmacht ausheben. Möglicherweise wurden einige tatsächlich zu einer solchen Arbeit eingeteilt.

Zahlreiche Betroffene versuchten auf unterschiedlichste Art und Weise dem unbarmherzigen Schicksal zu entrinnen. Die Nachbarin Marusja rieb sich die Augen mit Zwiebeln ein, damit sie krank aussah. Tatsächlich hatte sie rote und wässrige Augen. Man musste den Eindruck bekommen, dass sie für die Aussiedlung und eine beschwerliche Arbeit unfähig war. Es half aber nichts, denn ihre List wurde bald durchschaut. Es festigte sich der Verdacht, dass sie schwindeln wollte. Man kam sie holen und führte sie ab; sie kam nie wieder.

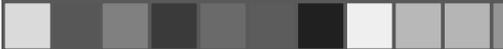
Andere haben sich in ihrer Angst und Verzweiflung versteckt. Sie wählten als Versteck manchmal die weiten Kornfelder. Wer nicht zur befohlenen Zeit an der Straße stand, wer sich im Roggen oder wo immer verbarg,

den brachten sie zerschunden und geschlagen an den darauffolgenden Tagen. In den Verzeichnissen und Listen war alles niedergeschrieben. Die Deutschen wären keine Deutsche, wenn sie nicht alles unter strenger Kontrolle hätten. Sie haben bald festgestellt, wenn jemand fehlte. Es begann eine unerbittliche Verfolgung der Versteckten. Man jagte nach ihnen auf den Feldern und in den Wäldern wie auf Hasen. Nachdem sie eingefangen waren, wurden sie unbarmherzig verprügelt. Zuletzt schauten die Deutschen weder auf das Alter noch auf das Geschlecht oder die körperliche Verfassung und sie nahmen kurzerhand jeden, der noch aufgetrieben werden konnte.

### **Die Trennung von der Familie**

Anisjas ältere Schwester Sofja war bereits vermählt. Sie erwartete ein Kind und wurde gezwungen, einen Mann zu heiraten, den sie gar nicht ausstehen konnte. Wegen der Schwangerschaft wurde sie von den Deutschen nicht genommen, obgleich sie sogar ganz gerne in die Fremde gegangen wäre, um sich vor der unglücklichen Ehe zu retten. Sie hatte einen Geliebten in der Stadt Sarni. Ihr Mann dagegen war hartherzig und drohte, dass er sich an diesem fürchterlich rächen würde.

Der Vater bemühte sich darum, dass der Sohn zu Hause bleiben möge, denn wer sollte sonst den Boden bearbeiten und für die notwendige Nahrung sorgen. Tatsächlich ließen die Deutschen vom Bruder Majszej ab, er war der einzige Sohn in der Familie. Die Schwester Matrona war zunächst vorgesehen, als Ostarbeiterin eingezogen zu werden. Sie war total verängstigt. Sie erlitt bereits viel Schlimmes und hatte auch gesehen, wie die Deutschen mit Menschen umgehen. Matrona hatte schreckliche Bilder von brennenden Häusern und niedergebrannten Dörfern aus der Umgebung im Kopf. Sie entschloss sich, auf dem Bahnkörper in die Stadt Sarni zu fliehen, wo die Schwester ihrer Mutter lebte. Es zog ein Unwetter auf und ein Zug brauste daher. Aus unbekannter Ursache, man weiß nicht recht, ob es ein Unglück, die Verzweiflung oder ein Verbrechen war, kam sie auf den Geleisen ums Leben.



Es wurde unumgänglich, dass Anisja das Opfer der Familie werden würde, obwohl sie noch so jung war. Am nächsten Tag sollten Lastwägen kommen, die die Unglücklichen zum Sammelplatz bringen würden. Man sprach davon, dass die Deutschen außerordentlich roh mit den Untertanen, die sie für minderwertig hielten, umgehen. Während die Menschen eingesammelt und abtransportiert wurden, gab es eine Menge Geschrei, unzählige Fußtritte, Schläge und noch und noch Gewalt. Fremde Uniformierte kamen mit schweren Fahrzeugen herangefahren, sammelten die Menschenmasse ein und luden sie auf. Einzelne, die nicht flink genug waren oder ungeschickt infolge der vorhergehenden Folterungen waren, wurden kurzerhand auf die Ladefläche des Fahrzeuges geworfen. Dann und wann kam es sogar zu einer Tötung.



Vater Andrej entschloss sich, seiner Tochter Anisja zumindest diesen grausamen Transport voller Tränen, Schläge und Blut zu ersparen. Es entging ihm nicht, was sich in Wirklichkeit abspielte, oder er war sogar über die Grausamkeiten und verbrecherischen Taten, die von den Deutschen verübt wurden, informiert worden. Anisja hörte auf Vaters Rat und stellte sich am nächsten Tag nicht an den Straßenrand. Noch bevor sich die anderen zu sammeln begannen, spannte der Vater das einzige Pferd, das sie noch hatten, ein, um sie selbst nach Sarni zu bringen. Möglicherweise hat er es mit den Machthabern sogar so vereinbart. Bei Morgenröte, noch bevor das Dorf zu erwachen begann, fuhren sie fort. Andrej Denisjaka bewahrte Anisja vielleicht vor Schlägen und den Unannehmlichkeiten des Transports von Menschenkörpern auf dem überladenen Lastwagen. Den Eigenen, die zu Hause geblieben waren, ersparte er einen noch traurigeren Abschied beim Anblick auf das menschenunwürdige Geschehen.

Während des Abschieds und der Trennung von der Familie haben alle geweint, einander umarmt und sich gefragt, was wohl werden würde. Eine andere Erleichterung als die, für die sich der Vater entschloss, gab es nicht. Die Deutschen waren gekommen, entwendeten zunächst die Tiere, die Enten, die Schafe, die Kühe, die Pferde und zuletzt entführten sich noch die jungen Menschen, Söhne und Töchter. Mit ihnen gingen sie gar nicht anders um als mit dem Vieh.

Nachdem Anisja im Sammellager eintraf, fragte keiner mehr, wer und was sie sei. Man war nur noch ein unbedeutender kleiner Teil der Masse, die dazu bestimmt war, mit ihrer Arbeitskraft jenem Staat zu dienen, dessen Führer stets betonten, dass ihr Herrenvolk hoch über den anderen Völkern stehe.

### **Lagertraumata**

Das Sammellager in der nördlich von Riwne oder Rowno befindlichen Stadt Sarni war eine riesengroße Sporthalle in der Nähe des Bahnhofs. Der Boden war mit Stroh eingestreut. Mehr als acht Tage verbrachte die Menge in diesem riesigen Raum. Anisja hat nur noch geweint. Die vom Weinen trüben Augen waren nicht mehr in der Lage zu überblicken, wie viele Menschen in der Räumlichkeit waren, geschweige denn, dass sie jemanden erkennen könnte. Tag für Tag, Stunde für Stunde kamen neue Verschleppte hinzu. Auf Schritt und Tritt sah und hörte man das Klagen, das Stöhnen und die Verzweiflung. Wer es wagte, sich nur ein wenig zu widersetzen, trug unerbittliche Schläge davon oder er verschwand plötzlich. Er wurde kurzerhand aus der Menge herausgezogen und kam nicht mehr zurück.

Tags darauf kamen Mutter Fedora und die Schwester Sofja, um sich nochmals von Anisja zu verabschieden. Sie brachten ein paar Kleinigkeiten zu essen mit und versuchten sie zu trösten. Doch unter derartigen Umständen gab es keinen Trost mehr. In Tränen aufgelöst umarmte Anisja ihre Mutter zum letzten Mal. Immer kräftiger wurde die Vorahnung, dass sie sich für eine sehr lange Zeit oder gar für immer trennten. Die Schwester Sofja wäre trotz der grausamen Rahmenbedingungen gerne ins Ungewisse mitgegangen, auch darum, damit ihre Schwester Anisja am Transport nicht so ganz verlassen wäre.

Nach einigen Tagen traf Anisja im Sammellager von Sarni auf ihre Verwandte Ljubka, die annähernd im gleichen Alter war. Sie kam etwas später an, denn in ihrem Dorf begannen die Deutschen erst ein paar Tage später mit dem Einsammeln der Zwangsarbeiter. Außerdem war sie im hohen



Roggen versteckt gewesen, sodass man sie nicht gleich finden konnte. Für dieses Versteckspiel musste sie offensichtlich einen hohen Preis bezahlen, war sie doch infolge der Schläge, der Wunden und Schwellungen so entstellt, dass man sie kaum noch erkennen konnte. Nicht im Glück, sondern in unbeschreiblicher Verzweiflung und Traurigkeit umarmten sie einander. Das gemeinsame Schicksal verbindet sie seither bis in die heutigen Tage. Insgesamt fing man in den Dörfern, in denen Anisja und Ljubka lebten, bereits bei der ersten Aktion rund zweihundert junge Menschen ein, die einander gut oder zumindest flüchtig kannten.

Nach etwas mehr als einer Woche kam der Tag, an dem es noch mehr Lärm und Grausamkeiten gab als an den vorhergehenden. Das war Ende Mai des Jahres 1942. Die Jugend, die in den ukrainischen Dörfern aus der nahen Umgebung eingesammelt wurde, begann man auf den Zug zu verfrachten, in Viehwaggonen, deren Boden notdürftig mit Stroh bedeckt war. Im Waggon war nichts vorhanden, nicht einmal ein Eimer. Die kleine und die große Not musste vor allen in einer Ecke verrichtet werden. Die Waggonen füllten sich. Am Ende wurden sie von außen verschlossen. Einzelne Gefangene fassten so viel Mut, dass sie sich bis zu den mit eisernen Stäben vergitterten Öffnungen emporstreckten. Wenn wer an das Eisen fasste, trug er an den Fingern Schläge mit Gewehrkolben davon. Doch, o Schreck: Hinter der Bahnstation konnte man an den Bäumen und Stangen etwa zwanzig menschliche Körper hängen sehen. Es waren dies der Reihe nach junge Menschen. Das erschütternde Bild neben dem Bahnhof sollte offensichtlich eine klare Botschaft an all jene sein, die möglicherweise bei sich an eine Flucht oder irgendeinen Widerstand dachten. Später erfuhr man auch, dass manche, vor allem die wenigen Burschen, vor dem Abtransport von den Viehwaggonen herab gesprungen waren und zu fliehen versuchten. Sie wurden gefasst und nicht mehr zum Zug zurückgebracht. Einzelne wurde auf der Flucht erschossen.

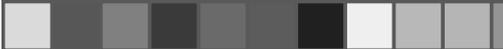


## Der Transport ins Ungewisse

Nach einem durchdringenden Pfiff und dem gespenstischen Pfauchen der Dampflokomotive setzte sich der Zug in Bewegung. Die Eisenwagen knirschten und ratterten, die jungen Menschen darauf weinten und stöhnten in ihrer herzerreißenden Pein, aber auch wegen der erlittenen Qualen und zugefügten Schmerzen. Viele unter ihnen waren noch halbe Kinder. Einzelne schliefen in ihrer Erschöpfung im Stroh auf dem Boden oder angelehnt an die Wand ein. Die Heimat begann sich zu entfernen. Immer wieder hielt der Transport kurz an und setzte sich darauf wieder in Bewegung. Man konnte nicht draufkommen, durch welche Gegenden sie fuhren und was die Ursachen für den häufigen Halt waren. Die Tage und die Nächte dieser Reise wurden bald schon gar nicht mehr gezählt.

Nach einiger Zeit kam es zu einem längeren Aufenthalt. Einige Zwangsreisende stellten fest, dass sie sich in der Stadt Přemysl befinden oder Peremischle, wie sie auf Ukrainisch genannt wurde, die sich im heutigen Polen befindet. Die bewaffneten Begleiter riefen die Mädchen in kleineren Gruppen aus den Waggonen. Sie befahlen ihnen, dass sie sich ausziehen und duschen sollen. Darauf wurden den Mädchen die Haare abgeschnitten. Sie kamen ohne ihre langen Zöpfe zurück. Man sagte, dass man die Haare abschneiden musste, wegen der Läuse, die sich immer mehr verbreiteten. Bei Anisja machte man keine Ausnahme, wenngleich sie keine Läuse hatte. Die jungen Frauen erkannten vorerst einander beinahe nicht wieder. Es blieb ein großer Haufen schöner Frauenhaare zurück.

In diesem Ort hielt der Transport etwa acht Tage. Man brachte immer wieder neue Gruppen von Unglücklichen, die danach mit ihnen ihr Schicksal teilen mussten. Es wurden zusätzliche Waggonen angehängt, worauf sie verfrachtet wurden. Der Zug wurde länger und länger. Später, als sie wieder auf der Fahrt waren, konnten sie an den Abbiegungen feststellen, dass ein Ende dieser eisernen Schlange gar nicht zu sehen war. Insgesamt hat der Transport mehrere Wochen lang gedauert.



In der Nähe einer Bahnstation erblickten die jungen Zwangsreisenden eine Menge elender, verhungertes, gequälter und verletzter Soldaten. Es waren dies russische Gefangene, die von deutschen Wehrmachtsangehörigen bewacht wurden. In weiteren Sammellagern nahe der Bahnhöfe, an denen sie danach vorbeikamen, waren noch mehr Gefangene zu sehen. Sie wurden offensichtlich gequält, manche wurden am Rand des Lagers gehängt. Sie mussten schrecklichen Hunger gelitten haben. Mit herzerreißendem Flehen wandten sich die Bedauernswerten an die jungen Menschen auf dem Transport, damit sie was Essbares bekämen. Heimlich warf man ihnen über die Abzäunung Brot und was man sonst finden konnte zu. Gott behüte, dass sie dabei von irgendwem ertappt worden wären!



Anisja kann nicht genau sagen, wie viel Zeit die Reise in Anspruch nahm. Angeblich wurden die Verschleppten vorerst irgendwohin nach Deutschland gebracht. Dort wurde an bestimmten Haltestellen schon eine beachtliche Zahl der Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter abgeladen. Einige Waggons wurden abgehängt. Der Rest des Zuges setzte die Fahrt in südlicher Richtung fort. Zu einem längeren Aufenthalt kam es in der Nähe von Spittal an der Drau. Dort befand sich ein riesiges Lager mit Gefangenen, die mit anderen Transporten hierher gebracht worden waren. Die Deportierten durften die Waggons verlassen. Der Bereich, wo sie sich aufhielten, war mit Stacheldraht umgeben. An eine Flucht dachte jetzt ohnehin niemand mehr, denn man hätte keine Ahnung wie und wohin. Obwohl das Lager sehr groß war, war der Raum für die freie Bewegung recht eng. Die Wachen waren hier etwas weniger roh. Anisja bekam nach der langen Reise und dem unbeschreiblich anstrengenden Transport hier in der Nähe von Spittal wieder manche Mädchen zu Gesicht, die sie von zu Hause kannte oder die mit ihr verwandt waren. Darunter waren Ljubka, Olga, Habka und einige andere. Die Burschen, sofern noch welche da waren, wurden ausgesondert und weggebracht. Es wurde viel gerätselt, was man wohl mit ihnen vorhatte. Die jungen Männer wurden zur Zwangsarbeit in die steirischen Industriestädte entsandt. Nach keineswegs nachvollziehbaren Regeln wurden auch jun-

ge Frauen ausgemustert und für die Arbeit in Fabriken, an Baustellen und auf Großlandwirtschaften eingeteilt. Nachdem die Sortierung und die Zuweisung abgeschlossen waren, setzten kleine Transporte die Reise fort. Einer davon fuhr in Richtung Klagenfurt.

### **Ein Arbeitskräftemarkt**

Auf dem weiteren Weg hielt der Zug noch einige Male an. Es wurde jeweils eine kleinere Gruppe von Mädchen herausgelassen. Nach dem Eintreffen auf dem Bahnhof in Klagenfurt mussten alle heraus. Freilich wussten sie nicht einmal von ungefähr, wohin sie gekommen waren. Es war dies ein für sie völlig fremder Ort. Vom Begleitpersonal und von den Aufsehern konnten sie nichts in Erfahrung bringen. Vermutlich wussten auch diese nicht sehr viel. Es war aber auch schwierig, jemandem etwas in einer slawischen Sprache zu vermitteln, wenn er nur Deutsch verstand. Die Verständigung war eingeschränkt auf das Zeigen, auf das Geschrei, das Stoßen und Weisen in eine bestimmte Richtung. Die Begleiter wichen jedweder Unterhaltung auch aus Überheblichkeit, Verachtung oder der Furcht vor Vorgesetzten aus.

Vor dem Bahnhofsgebäude mussten sich die Ankömmlinge in einer Reihe aufstellen. Die Jüngeren und die Schwächlichen standen weiter hinten. Die etwas reiferen, kräftigeren und schickern jungen Frauen wurden von ihren zukünftigen Herren bald ausgewählt und mitgenommen. Es blieb ein Häufchen erschöpfter, schwächerer, weinender und verzweifelter Mädchen übrig, die am Boden kauern oder an der Wand des großen Gebäudes sitzend der Dinge harrten. Es kamen Mannsbilder daher, offensichtlich waren es Bauern, und betrachteten in Begleitung der Aufseher diese Menschlein und feilschten um irgendetwas. Das Geschehen war extrem unmenschlich und sah ganz so aus wie auf einem Viehmarkt oder Sklavenmarkt. Eine stattliche Gestalt und ein gesundes Aussehen waren ausschlaggebend für den Marktwert des menschlichen Wesens. Dabei haben sich die Herrschaften offensichtlich recht gut unterhalten, brachen oft in lautes Gelächter aus und stupften

die armseligen Menschlein. Die Vorbeikommenden hielten neugierig an, sahen zu und lachten.

Der gespenstische Handel dauerte sehr lange. Bevor sich ein Mann entschied, fasste er mit fester Hand das Mädchen an der Schulter und versuchte festzustellen, ob es überhaupt zu etwas nützlich sein konnte. Es klang total erniedrigend, soviel konnten die Mädchen aus den Gesten, Witzeleien und dem Gelächter mitbekommen. Keiner hat es jemals versucht, etwas Bedeutendes oder Tröstendes mitzuteilen. Nachdem sich der Bauer entschieden hat, zeigte er mit seinem Stock auf das Mädchen, das er auserwählt hatte. Zuletzt blieb ein kleiner Rest übrig. Die Mädchen machten sich schon Sorgen, was wohl geschehen werde, nachdem sie niemand haben wollte.

### **Ausgewählt**

Als es zu dämmern begann, kam ein Mann daher, dem weder Gemeinheit noch Unfreundlichkeit, aber auch keine besondere Freundlichkeit anzusehen war. Nach kurzem Zögern entschied er sich für Anisja. Er nahm auch noch Mariska mit. Es war bereits finster, als sie auf den Wagen mit Pferdegespann aufsaßen. Sie fuhren aus der Stadt. Spät am Abend kamen sie auf einem Bauernhof an, zu dem eine größere Landwirtschaft gehören musste. Wenngleich verzweifelt, waren die beiden Mädchen dennoch irgendwie erleichtert, dass die schreckliche Reise ein Ende hatte und dass sie überhaupt wer aufnehmen wollte. Mariska – beim Haus nannte man sie später Maritschka – wurde dem selben Hausherrn zugeteilt. Nach einer gewissen Zeit konnte Anisja irgendwie begreifen, dass sie sich beim Dornkasch in St. Johann bei Poggersdorf befand. Ihr Hausherr war Micha Ilgoutz.

Demselben Besitzer wurden noch zwei Burschen zugewiesen. Der Pole Johann, der etwas älter war, kam eine Woche später. Der Jüngere war ein Italiener namens Angelo. Beide waren Kriegsgefangene. Beim Nachbarn arbeiteten zwei französische Gefangene. Im Dorf fand sich eine ansehnliche Gruppe junger Menschen zusammen, die das gleiche oder ein



ähnliches Schicksal verband. Zwei oder dreimal in der Woche schaute ein Gestapo – so wurde er landläufig genannt – vorbei und erkundigte sich, ob alles in Ordnung sei. Die Hausbewohner sprachen miteinander hauptsächlich Deutsch. Bald stellte sich heraus, dass sie noch eine Sprache konnten, die Anisja bruchstückhaft verstehen konnte. Wenn sie den Ukrainerinnen oder dem Polen etwas anordnen oder mitteilen wollten, sprachen der Bauer und die Bäuerin in der heimischen slowenischen Mundart.

Mariska, die gemeinsam mit Anisja gekommen war, war nicht sehr folgsam. Ziemlich frech widersetzte sie sich manchmal dem Bauern und schnauzte zurück. Immerzu hat sie über etwas gemotzt und geflucht. Der Bauer Micha bemerkte freilich ihren Missmut und wollte von Anisja erfahren, was sie daherredete. Anisja hat in ihrer Antwort das Fluchen und die Anklagen ziemlich abgeschwächt. Eines Tages wurde der Bauer recht zornig und verdrosch Mariska unbarmherzig. Derartige Grobheiten hat Anisja bislang bei ihm nicht gesehen. Der Bauer Ilgoutz hat niemanden bei der Staatspolizei verpetzt, auch wenn es einmal zu Schwierigkeiten gekommen war. Er regelte die Dinge gewöhnlich selbst. Bei derartigen Ereignissen begann Anisja vor Aufregung und Angst zu zittern. Sowa erlebte sie zweimal.

Mariska ließ nicht nach. Der Bauer bestrafte sie nicht mehr, in Absprache mit dem Gestapo-Mann wechselte er sie gegen ein Mädchen ein, das in Wabelsdorf zur Zwangsarbeit eingeteilt war. Ein anderer Bauer kam Mariska holen und nahm sie mit. Im Eintausch brachte er Paula, die von der Abstammung eine Slowenin war, irgendwo aus dem Küstengebiet zu Hause. Für Anisja war dies ein Glück, denn mit Paula hat sie sich ausgezeichnet verstanden. Paula war mutig, manchmal sogar ein bisschen übermütig, womit sie sich nicht selten in Gefahr begab. Mit Slowenisch und Ukrainisch gab es bei der Verständigung keine besonderen Schwierigkeiten. Ihre Freundschaft blieb noch nach dem Krieg lange Jahre, bis Paulas Tod bestehen.

## Arbeit und Leben auf dem Bauernhof

Die Hausfrau und Bäuerin war eine freundliche und geduldige Frau. Mit dem Gatten hatten sie sechs Kinder, die noch recht klein waren. Der Älteste war vierzehn Jahre alt. Trotz der unfreundlichen, teilweise harten Rahmenbedingungen waren der Hausherr und die Hausfrau gut zu Anisja. Das Essen war für alle ausreichend, sie hatten aber auch genug Arbeit. Luxus und Verwöhnung waren in jenen Zeiten auch für die Familienmitglieder unerreichbar.

Anfangs hat Anisja viel geweint. Wenngleich sie willig war und gerne so arbeiten würde, dass man mit ihr zufrieden gewesen wäre, ging es zunächst einfach nicht. Verschiedenes hat sie beim besten Willen nicht gekonnt, weil sie bestimmte Arbeiten noch nie verrichten musste. Es kam die Erntezeit. Man musste mit der Sichel arbeiten und die Garben binden. Eine ältere Frau, die im Nebengebäude, das der Bauer Micha zugekauft hatte, wohnte, half bei der Arbeit am Hof. Sie sprach nur Deutsch, sodass sich Anisja mit ihr nicht unterhalten konnte. Dennoch erkannte sie in der Sommerhitze auf dem Stoppelfeld ihre Verzweiflung, streichelte sie tröstend und wischte ihr die Tränen weg. Danach zeigte sie ihr, wie man arbeitet. Allmählich begann die junge Ukrainerin doch zu begreifen und wurde eine recht gute Schnitterin. Bei der Ernte auf dem großen Acker halfen auch die Nachbarn, zu denen sie später auf Anordnung des Bauern helfen gehen musste.

Nachdem der Gestapo-Mann Edi Papierbänder brachte, auf welchen „Der Kärntner spricht deutsch!“ geschrieben stand und diese an der Tür befestigt hatte, bemühte sich der Bauer zumindest in seiner Anwesenheit mit den Zwangsarbeitern Deutsch zu reden. Antworten bekam er selbstverständlich keine. Zu guter Letzt hat es selbst der Vertreter der Macht stillschweigend geduldet, dass der Hausherr mit dem Gesinde aus weit entfernten Gegenden bei Bedarf slowenisch sprach. Anisja hat mit der Zeit von den Kindern ein wenig Deutsch gelernt.

Am Morgen musste man früh auf die Beine. Anisja hatte vorerst Mariska, die das Vieh zu versorgen hatte, ausgeholfen. Diese war wohl wesentlich



schlechter dran, denn im Stall war ziemlich viel Vieh und jede Menge Arbeit, die sie allein nur schwer schaffen konnte. Es musste auch gemolken werden, was weder die eine noch die andere recht konnte. Anisjas Hauptzuständigkeit war der Schweinestall und die Mithilfe im Haushalt der kinderreichen Familie. Manchmal arbeiteten sie mit den Pferden. Diese Arbeit hat Anisja richtig gefreut, denn schon in ihrer Heimat hat sie sich auf der Weide an die Pferde gewöhnt. Mit den Ochsen wollte sie nicht gern arbeiten. Einst riss ihr die vierjährige Stute, die kräftig und schnell war, aus. Beim Eggen auf dem Acker wurde sie von irgendetwas verstört. Anisja konnte sie nicht halten und das Pferd rannte mitsamt der Egge davon, was außerordentlich gefährlich war, denn es könnte was Schlimmes geschehen. In großer Sorge lief Anisja nach Hause. Sie fürchtete auch, dass sie irgendwer verklagen würde, und dass die Gestapo sie beschuldigen würde, dass sie es vorsätzlich getan hätte. Wenn der Hausherr ein Nazi gewesen wäre, wäre die Sache vermutlich schlimm ausgegangen. So geschah nichts Besonderes. Als sie auf den Hof kam, stand die Stute bereits vor dem Stall. Der Bauer Ilgoutz rügte Anisja ein wenig, doch den Vorfall hat er ihr nicht weiter vorgehalten.



### **Beklemmende Lebensumstände**

Die jungen Frauen schliefen in einem eigenen Zimmer des Bauernhauses, wo in jeder Ecke ein Bett stand. Im Winter konnte der Raum nicht erwärmt werden. Sie froren fürchterlich. Daher beschlossen sie, sich im Stall auf dem Stroh eine Schlafstelle einzurichten. Neben dem Vieh war es warm und daher wesentlich angenehmer. Zum Umkleiden hatten die Zwangsarbeiterinnen nahezu gar nichts. Von Zuhause nahmen sich die Verschleppten kaum was zum Anziehen mit, denn es hieß doch, dass sie nur für einige Zeit Schützengräben und Schutzwälle errichten werden. Zum Anziehen hatten sie im Wesentlichen nicht viel mehr, als sie an sich trugen. Die Herrschaften gaben ihnen keine Kleidung, geschweige denn, dass man ihnen was Neues kaufen würde. Mit der Zeit befand sich ein Flicker neben dem anderen oder das Gewand zersetzte sich auf den Trägerinnen vollkommen. Sie waren armselig anzusehen.



Eines Tages brachte man von der Gemeinde in Poggersdorf einen großen Haufen Kleider und Schuhwerk. Es wurde gesagt, dass sich jeder aussuchen darf, was brauchbar war und was ihm oder ihr gefiel. Die jungen Leute aus der Fremde überkam ein Unbehagen, obwohl der Bedarf groß war. Es machte sich eine bedrückende Ahnung breit. Sie begannen zu rätseln, woher man plötzlich so viele Kleider bekam. Irgendjemand meinte, dies wäre die Bekleidung ermordeter Menschen. Es verging ihnen die Freude an den schönen Röcken, Blusen, Westen und Tüchern. Sie nahmen sich nur ein bisschen was, was sie am dringendsten benötigten.

In der Nachbarschaft arbeitete noch ein Mädchen aus Ljubikowitschi, das später nach England auswanderte. Immer wenn es sich ergab, nutzen Anisja und Dodosja die Gelegenheit, zusammenzukommen und gemeinsam ein wenig über ihr Schicksal zu klagen und einander zu trösten. Die Nachbarin lebte auf einem kleineren Bauernhof, wo es weniger Arbeit gab. Kinder gab es beim Haus keine, daher musste man sie nicht umsorgen und betreuen. Freizeit gab es für alle eigentlich nicht einmal sonntags. Am Morgen stand man auf und begab sich nach den üblichen Tätigkeiten zur Kirche. Dies taten auch die Zwangsarbeiter und -arbeiterinnen recht gern, denn es war dies die einzige Abwechslung im öden und manchmal grausamen Alltag. Dort trafen sie noch andere Ukrainer und Polen. Nachdem sie von der Kirche heimgekommen waren, mussten sie gleich wieder bei der Arbeit anfassen. Nur an den Sonntagnachmittagen gab es eine oder zwei freie Stunden.



Anisja war wie die meisten Ukrainer Angehörige der orthodoxen Religion. Man sagte sich: Religionen gibt es mehrere, Gott gibt es nur einen. Wegen der Teilnahme an einem katholischen Gottesdienst hatten sie keine Bedenken. Es war dies eine sanfte Erleichterung, denn in der Not denkt man auch an Gott, welcher sich der Armen vielleicht doch erbarmen würde. Im Stillen hat Anisja desöfteren gebetet in der Hoffnung auf irgendeine Rettung.

Selten bot sich eine Gelegenheit, dass man sich mit den Verschleppten aus den anderen Dörfern treffen konnte. Man sprach über vieles, vor allem darüber, ob wer irgendwelche Botschaften erhalten oder Neuigkeiten

aus der Heimat erfahren habe. Einzelne bekamen in der ersten Zeit sogar Post. Manchmal kam es ihnen in den Sinn, gemeinsam ein ukrainisches Lied zu singen. Meist waren die Lieder voller Schwermut. Beim Singen drangen wieder Tränen in die Augen.

Wenngleich überall die Aufschrift „Der Kärntner spricht Deutsch!“ angebracht war, verständigte sich der Bauer Micha mit den Ukrainerinnen und Polinnen in der heimischen slowenischen Mundart. Auf diese Weise konnten sie sich über alles ganz gut aussprechen, die Sprachbarrieren waren mit der Zeit unbedeutend. Dies war hilfreich, denn so konnten sie in der fremden Umwelt doch irgendwie heimisch werden. Nicht einmal der Gestapo-Mann Edi war übertrieben widerwärtig. Es war augenscheinlich, dass er mitunter begehrlieh seine Augen an den größtenteils recht attraktiven weiblichen Wesen weidete. Wöchentlich kam er mehrmals aus Poggersdorf, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei. Anfangs verbreitete er Angst, auch deswegen, weil er immerzu mit einem Stab auf seine schön gewichsten Stiefel schlug. Er stach mit dem Stock in die Mädchen und fragte, ob sie wohl folgten, ob sie bei der Arbeit brav und nicht zu frech waren. Er erkundigte sich beim Bauern und bei anderen, wie es insgesamt läuft und ob es Schwierigkeiten mit den zugewiesenen Arbeitern gäbe. Wie sich die jungen Menschen fühlten und ob ihnen schwer zumute war, interessierte ihn freilich nicht.

Der Pfarrer in Poggersdorf kündigte einst einen slowenischen Gottesdienst für die Zwangsarbeiter an. Zu dieser heiligen Messe durften lediglich Ukrainerinnen und Ukrainer kommen, die Polen nicht. Die Polen trugen an ihrer Kleidung ein großes P angenäht, die Russen waren auf die gleiche Art mit einem Stern gekennzeichnet. Also waren die Ukrainer im Verhältnis zur Reichsherrschaft irgendwie im Vorteil. Angeblich hatte dies einen gewissen Zusammenhang mit der so genannten „freien Ukraine“, wie sie in der Zeit der deutschen Besatzung ausgerufen wurde. Anisja stellte noch ein Privileg fest: Einmal durften die Ukrainer nach Poggersdorf gehen. In einem größeren Saal wurde vom Wanderkino extra für sie ein Film vorgeführt.

## Verbreitung der Furcht

Die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen wurden stets in Furcht gehalten. Wenn sich einmal etwas ereignete, waren die Strafen unerbittlich. Einst wurde im Wäldchen nahe St. Peter bei Grafenstein ohne eine Verhandlung oder ein Gerichtsurteil ein junger Student polnischer oder russischer Herkunft gehängt. Die Bäuerin, bei der er arbeitete, hatte ihn immerzu sekkiert, sodass er einmal die Nerven verlor. Er drohte ihr, sie mit der Gabel zu stechen, wenn sie davon nicht ablassen werde. Ihre Reaktion war hysterisch. Sie verständigte die Gestapo, welche die Angelegenheit schnell erledigte und entschied, dass er getötet werden sollte. Damit dies eine wirksame Warnung und Ermahnung für alle anderen werden würde, wurden die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen sowie die Kriegsgefangenen aus den umliegenden Dörfern zum Hinrichtungsort beordert. Rund zweihundert waren gekommen, die Zeugen einer grausamen Handlung werden mussten. Dabei wurde von den Trägern der Macht immer wieder betont, dass es jedem, der sich von Ungehorsam oder vom Gedanken an irgendeinen Widerstand verleiten ließe, ebenso ergehen werde. Der Unglückliche hat vor der Hinrichtung etwas gebetet. Jene, die näher standen, bat er, seinen Angehörigen mitzuteilen, wie sein Leben endete.

Später erfuhr Anisja, dass sich etwas Ähnliches im Schlosspark in der Nähe des Gasthofes Lampl in Ebental zugetragen hatte. Selbst war sie dort nicht anwesend. Einer von den Verurteilten war in Kossiach, einem zur Gemeinde Radsberg bei Klagenfurt gehörenden Dorf auf der östlichen Sattnitz, zur Zwangsarbeit eingeteilt. Der Pole wurde beschuldigt, dass er ein nationalsozialistisches Plakat vom Baum gerissen habe. Der Unglückliche bat und flehte um sein Leben, denn er war doch unschuldig und hatte zu Hause eine Frau und zwei Kinder. Geholfen hat es freilich nicht. Mit ihm teilten sich das schreckliche Schicksal noch zwei weitere Zwangsarbeiter. Die jungen Männer waren ebenso zum Tode mit dem Strang verurteilt worden. Beim ersten verlangte die Gestapo, dass einer von den anwesenden Leidensgenossen, die Zeugen der grässlichen Tat

sein mussten, das Stockerl unter dem Galgen wegziehen soll. Keiner ging hin. Man begann sie zu drängen und zu schlagen. Der Pole sagte noch, dass seinetwegen niemand leiden soll. Er stieß selbst das Stockerl um, auf dem er gestanden war.

Gegen Ende des Krieges wurde die Gegend täglich von riesigen Bombern dröhnend überflogen. Man konnte auch erfahren, dass es in den nahen Wäldern immer wieder zu irgendwelchen Kampfhandlungen käme. Vereinzelt waren Zwangsarbeiter, zumeist französische Gefangene, geflohen. Einige andere kamen nachts die Partisanen holen und verpflichteten sie, sich der Widerstandsbewegung anzuschließen. Die Partisanen kamen auch zu Ilgoutz in St. Johann bei Poggersdorf. Beim Hausherrn erkundigten sie sich nach Waffen, denn sie wussten, dass er wie nahezu alle Männer des Dorfes bei der Landwache war. Der Bauer brachte das Gewehr, das ihm abgenommen wurde. Die Widerstandskämpfer schärfen ihm eindringlich ein, dass er den Vorfall erst am nächsten Tag melden dürfe.

Paula war wieder einmal sehr mutig, möglicherweise sogar leichtsinnig. Die Kämpfer mit dem Stern begrüßte sie mit dem Partisanengruß auf Slowenisch. Bei einem weiteren nächtlichen Besuch versuchten sie, Paula und Anisja zu überreden, dass sie mit ihnen gingen. Es werde ohnehin bald alles zu Ende gehen. Einige Zeit nachdem sie gegangen waren, hörte man in einiger Entfernung vom Dorf ein Schießen. Paulas Schwester Maria, die im Nachbarort bei einem Bauern dienen musste, erzählte später, dass in jener Nacht ein Partisan gefallen war. Ihr Hausherr, der auch bei der Landwache war, schoss, traf ihn und verwundete ihn tödlich. Nach Monaten erfuhr Anisja, dass das Opfer Martin Ogris aus Tutzach gewesen war. Hätte er überlebt, wäre er später ihr Schwager geworden.

## **Die Verwirrung**

Zu Kriegsende waren die Gedanken an die Zukunft zwiespältig und beklemmend. Wie das Ende des Leidens sein werde, konnte sich niemand recht vorstellen. Das Gefühl der Verwirrung und der Verstörung verur-



sachte von Neuem Angst. In den Maitagen des Jahres 1945 bewegten sich ganze Kolonnen auf der Straße von Völkermarkt in Richtung Klagenfurt. So weit das Auge reichte, sah man Soldaten, überwiegend unbewaffnet, geflohene Gefangene, Zivilisten mit Bündeln, Tiergespann, Motorfahrzeuge. Die einen haben fröhlich gejubelt, dass der Krieg zu Ende sei, andere sind ängstlich und besorgt geflohen. Von Weitem hörte man ein Gedonner; an der Brücke über die Gurk kam es zu Schießereien. Angeblich stießen die Partisanen auf fliehende deutsche SS-Einheiten und kleinere Gruppen ihrer kroatischen und slowenischen Kollaborateure.

Die Dorfbewohner und die Zwangsarbeiter, die von der Neugier übermannt wurden, näherten sich trotz der Gefahr der Straße und betrachteten das Geschehen. Sie erzählten, dass sie Haufen von Waffen gesehen haben, verlassene Tiere und Fahrzeuge. Manche brachten ein Pferd mit oder mehrere Decken und andere Dinge. Unter den Flüchtlingen waren viele Verletzte. Einige von ihnen verließen die Kolonne und kamen bis ins Dorf. Kniend flehten sie um Hilfe, um ein wenig Brot oder um die Erlaubnis, unter Dach ein wenig ausruhen zu dürfen.



Auf der Flucht waren auch Zwangsarbeiterinnen und Kriegsgefangene, welche den umliegenden Bauernhöfen zugewiesen gewesen waren. Die Verwirrung war unbeschreiblich. Im Augenblick waren sie gar nicht imstande über die Rettung und eine wie immer geartete Zukunft nachzudenken. In den Jahren des Leidens und der Erniedrigungen hofften sie, dass ein Ende kommen möge. Jetzt war das Ende da, die Zukunftsaussichten waren dennoch gänzlich in Nebel gehüllt. Über die Verhältnisse in der Heimat wusste man nichts. Es sickerte lediglich durch, dass in der Ukraine Schlimmes vor sich gehe.

## **Das Ende**

Es kam das Ende des sechsjährigen weltweiten Mordens. Eigentlich sagte es niemand, auch darüber wurde nicht berichtet, dass Hitler besiegt worden war. So mancher von den Zwangsarbeitern wusste ein bisschen was und während der Gespräche vervollständigte sich das Bild über einen Zu-

stand, der keineswegs beruhigend oder freudig war. Die Zwangsarbeiter erkannten, dass sie aus der größten Gefahr gerettet und von der Bedrängnis befreit waren. Wie die Zukunft aussehen werde, konnte ihnen niemand sagen. Anisja wusste überhaupt nicht, wie und was. Ihre Hausfrau war wieder schwanger. Sie bat sie, wenigstens für einige Zeit noch zu bleiben. Sie mochte sie, denn Anisja wurde bei Ilgoutz nahezu heimisch.

Der Bauer Micha war irgendwie verwirrt; er bildete sich ein, dass er noch immer das Recht hatte, anzuschaffen. Anisjas Freundin Paula gab ihm bald zu verstehen, dass nun andere Zeiten gekommen waren. Sie versuchte auch die Ukrainerin zu überzeugen, dass sie ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen solle. Sie redete auf sie ein, dass sie nach all dem, was geschehen war, keineswegs mehr diesen Teufeln dienen und die Faschisten unterstützen solle. Nichts wie weg, war ihr Gedanke. Mit ihrer Schwester, dem Bruder und der Schwägerin begab sich Paula in Richtung Süden.

Der ehemalige italienische Soldat verschaute sich in Anisja. Seine Gefühle durfte er freilich nicht offen zeigen, es wäre für beide zu gefährlich gewesen. Nunmehr versuchte er sie zu überreden, mit ihm nach Italien zu ziehen. Er war sympathisch, doch für eine gemeinsame Zukunft war dies doch etwas zu wenig. Anisja konnte sich nicht für ihn entscheiden und für ein Leben in einem weiteren fremden Land. Manche Landsmänninnen aus der Ukraine redeten auf sie ein, sich doch gemeinsam mit ihnen nach England oder Amerika zu begeben, wo sie ein neues Leben beginnen könnten. Anisja konnte sich weder für das eine noch für das andere entscheiden. Sie dachte nach und hoffte, dass vielleicht doch eine bessere Nachricht aus der Heimat eintreffen möge. Der Gedanke an das Zuhause, an die Mutter, den Vater, den Bruder und die Schwestern ließ sie nicht los. Sie könnte leichter heimkehren, wenn sie von der Heimat, von der sie so und so mehr als tausendvierhundert Kilometer trennten, nicht zu weit entfernt sein würde.

## **Heimatlos**

Die Zwangsarbeiter aus verschiedenen Orten begannen sich zu sammeln. Einen vorläufigen Zufluchtsort fanden sie in den Baracken der großen



Lager in Waidmannsdorf in Klagenfurt. Anisja ging zunächst nirgends hin, ging es ihr doch beim Ilgoutz nicht so schlecht. Aus der heimatlichen Ukraine kamen alles eher als gute Nachrichten. Wie schlimm es in Wirklichkeit gewesen war, hat Anisja erst nach Jahren erfahren. Immer wieder schrieb sie nach Hause. Wenngleich sie ahnte und zum Teil auch schon von den Zerstörungen im Heimatdorf Ljubikowitschi wusste, verlor sie die Hoffnung nicht. Es konnte doch nicht sein, dass alle umgebracht worden wären, irgendwer muss doch noch unter den Lebenden sein! Auf die Schreiben gab es keine Antwort. Jahrelang wartete sie auf die Post, doch sie kam nicht. Das Rote Kreuz richtete über das Radio einen Vermisstensuchdienst ein, mit dem man nach Angehörigen forschen konnte, die es während des Krieges in alle Windrichtungen verschlagen hatte. Für Anisja war keine Botschaft darunter.

Allmählich sickerten über andere Ukrainer Nachrichten durch, die überaus besorgniserregend waren. Man konnte erfahren, dass in der Ukraine grausame Dinge vor sich gingen. Nach dem Eintreffen der Roten Armee versuchten zahlreiche Ukrainer einen Aufstand. Eine Zeit lang führten sie einen blutigen und aussichtslosen Kampf gegen den unvergleichbar stärkeren Gegner. Es verbreiteten sich darüber hinaus Nachrichten über eine fürchterliche Hungersnot. Das Letztere war für Anisja unverständlich, war doch die Ukraine ein fruchtbares Land und galt als Kornkammer Osteuropas. Stalin übernahm die Macht und rächte sich fürchterlich an jenen Ukrainern, die nicht bereit waren, sich unterzuordnen und anzupassen.

Es brauchte etliche Jahre, bis Anisja Andrejewna Denisjaka erstmals Post von Zuhause bekam. Es schrieb die Schwester Sofja. Nach Jahren, nachdem sie aus Sibirien heimgekehrt war, fand sich durch Zufall eine Spur. Später erzählte sie, dass auf dem Postamt ein verbissener Stalinist beschäftigt gewesen war. Er stichelte die Schwester mit Fragen, was sich in ihrer Familie während des Krieges so zugetragen habe und ob sie mit den Deutschen zufrieden gewesen waren. Eine Schwester wäre ja sogar mit ihnen mitgegangen. Sofja begann zu vermuten, dass er etwas wusste. Es stellte sich im Nachhinein heraus, dass er die Briefe abgefangen hatte. Sie

bat ihn auf den Knien, er möge ihr doch wenigstens ein einziges Schreiben überreichen, damit sie an die Adresse herankäme. Zu guter Letzt ließ er sich doch erweichen.

Sofja hat in ihren Briefen viel nachgefragt. Sie wollte wissen, wo Anisja nun sei, wie es ihr gehe, ob sie was zu essen habe und ob sie ihr ein Nahrungspaket schicken soll. Dem Brief konnte man auch in Andeutung entnehmen, dass sie heimkommen möge. Das Schreiben war in mancher Hinsicht geheimnisvoll. Es war offensichtlich, dass darin nicht die gesamte Wahrheit zu lesen war und das sich so manche Botschaft zwischen den Zeilen versteckte. Es folgten weitere Briefe. Dann und wann wurde eine Fotografie beigelegt, worauf die Mutter und andere zu sehen waren. Diese Bilder sah sich Anisja mit Tränen in den Augen an. Als sie erstmals Post von den Daheimgebliebenen erhielt, war Anisja Andrejewna verh. Ogris bereits zweifache Mutter. Der Gedanke an eine mögliche Heimkehr wurde überflüssig. In ihren Antworten versuchte sie ihrer Schwester klarzumachen, wie sie nun lebte, dass sie bereits eine Familie habe und dass an eine Rückkehr nicht zu denken sei. Gerne würde sie aber die Mutter, die Angehörigen und den Heimatort noch einmal sehen.

### **Traurige Nachrichten**

Allmählich konnte man in Erfahrung bringen, wie schrecklich es in jener Zeit war, als die Deutschen in der Ukraine und in Russland tobten. Nicht weniger schrecklich war es aber auch, als sich Hitlers Truppen zurückziehen mussten und die Rote Armee die Macht übernahm. Es wurde mit allen fürchterlich abgerechnet, insbesondere mit jenen, die im Verdacht waren, mit dem Okkupator gemeinsame Sache gemacht zu haben. Manche versuchten unterzutauchen. Doch vor Stalins Denunzianten und Mitstreitern waren sie nirgends sicher. Mit ungeheurer Militärmacht und mit Hilfe des Verrats wurden sie bald eingefangen und der „verdienten Strafe“ zugeführt.

Der Vater war seinerzeit wahrscheinlich tatsächlich ein wenig verblendet in der Hoffnung auf eine freie Ukraine. Er glaubte daran, dass mit Unter-



stützung der Deutschen für seine Heimat eine hellere Zukunft beginnen würde. Die Täuschung hat er dann wohl erkannt, doch es war zu spät. Die Kämpfer der Sowjetarmee drangen im Frühjahr 1944 in die Orte rund um die Städte Rivne, Sarni und Dubrowitza vor. Der Vater Andrej Denisjaka wurde in der Nähe seines Anwesens aufgegriffen. Vor seinen Augen wurde sein Geburtshaus niedergebrannt, und ihn selbst brachte man unverzüglich in den Kerker nach Sarni. Einige Tage später besuchte ihn seine Tochter Sofja und brachte ein bisschen was mit, damit er den Hunger stillen könnte. Doch er litt keinen Hunger mehr, denn er wurde vor den Augen seiner Tochter unerbittlich geschlagen und gefoltert. Die Sträflinge mussten offensichtlich auf eine grausame Art und Weise büßen, wobei mit Grobheiten ein unvergesslicher Eindruck geschaffen werden sollte. Andere wurden gewarnt und daran erinnert, auf welche Art Ungehorsam und Verrat bestraft wird. Vater Andrej erlag in wenigen Tagen den unbeschreiblichen Qualen.



Es brauchte nicht lange, da kamen die neuen Machthaber noch die Mutter Fedora holen, und auch den Bruder Majszej sowie die Schwester Sofja, die bei guten Nachbarn Zuflucht gefunden hatten. Ohne ein besonderes Verfahren wurden sie zur Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. Die älteste, Ljuba, wurde im Dorf erschossen, weil sie zu abendlicher Stunde irgendwo draußen aufgegriffen worden war, was in jener Zeit untersagt war. Majszej wurde in Sibirien wegen seines Vaters wie ein Hochverräter behandelt. Er wurde zur lebenslangen Zwangsarbeit im Lager verurteilt. Fünfundzwanzig Jahre verbrachte er im sibirischen Gulag.

Als Anisja Andrejewna 1942 das Elternhaus verlassen musste, war ihre Schwester Sofja bereits eine vermählte Sokolowa und schwanger. Zu Beginn des Jahres 1943 kam Sohn Wladimir zur Welt. Wladimirs Vater Ostap war in der Zeit der deutschen Besatzung im Dienste der Polizei. Nach dem Rückzug der Deutschen im Jahre 1944 kehrten die Sowjetrussen in die Gegend zurück. Auch Ostap ereilte die fürchterliche Rache der Roten Armee. Er wurde erschossen.

Wolodja war etwas mehr als ein Jahr alt. Sofja hätte das Söhnlein auf den schweren Weg in das sibirische Straflager mitnehmen sollen. Der Ei-



senbahntransport war bereit für die Abfahrt. Auf dem Bahnsteig war ein unbeschreibliches Gedränge. Es kamen die Angehörigen all jener, die zur Zwangsarbeit in den sibirischen Straflagern verurteilt worden waren. Die Tante nahm das Kind kurz in die Arme, um sich mit einer Umarmung vom Liebling verabschieden zu können. Mutter Sofja wurde inzwischen unsanft in den Waggon hineingeschoben und die Türen wurden verriegelt. Sie hat gerufen, geklopft, an den Türen gepoltert. Es half nichts, die Tür öffnete sich nicht wieder.

Der kleine Wolodja blieb ganz allein auf der Welt. Das Kind nahmen die Eltern seines Vaters zu sich. Die schrecklichen Erlebnisse hinterließen im kleinen Wesen unheilbare seelische Wunden. Die Erwachsenen erlebte er häufig weinend und schreiend. Er verhielt sich merkwürdig. Meist versteckte er sich unter den Bänken oder unter dem Tisch, denn er konnte niemandem mehr trauen. Sofja war im Straflager nahezu fünf Jahre interniert. Ihre Geschichte darüber, was sie alles erlebt und erlitten hatte, würde ein Buch füllen. Sie verlor jedoch den Mut nicht. Sie floh während der Arbeit und kämpfte sich Monate lang in Richtung Heimat durch. Der Weg war nahezu fünf tausend Kilometer weit, sie legte ihn überwiegend zu Fuß zurück. Es gelang ihr.



Nach fünfjähriger Trennung kam Sofja aus Sibirien zurück in das ukrainische Dorf. Das Erste was sie tat, war die Suche nach ihrem geliebten Sohn Wolodja. Als sie ihn fand und umarmen wollte, erschrak das Kind und lief vor der eigenen Mutter davon. Dem Mütterlein zerriss es beinahe das Herz. Man sagte zu ihm, dass es seine Mutter sei, das Kind sah aber nur eine ausgemergelte, zerrissene und schmutzige Frau. Es glaubte den Erwachsenen überhaupt nichts mehr. Schlussendlich haben die beiden doch wieder Freundschaft geschlossen. Sofja lebte seither mit dem Sohn Wladimir Sokol in der Stadt Rowno oder Riwne, wie sie von den Einheimischen in der Ukraine genannt wird.

Die Mutter Fedora wurde nach zehn Jahren aus dem sibirischen Lager entlassen. Ihre Lebenskräfte ließen stark nach. Sie starb in Riwne. Begraben ist sie im Heimatort Ljubikowitschi.

Der Vetter Dorostej, der als Zwangsarbeiter in einem Sägewerk in der Steiermark beschäftigt gewesen war, hatte zu jener Zeit zu Hause bereits



ein Kind mit einer Ukrainerin. Nach dem Zerfall des Dritten Reiches entschied er sich heimzukehren. Doch er fand weder das Kind noch die Mutter. Noch bevor er nach Hause gelangte, wurde er gefasst und neuerlich zur Zwangsarbeit verschleppt. Im sowjetischen Strafgulag musste er beim Bau einer Eisenbahnlinie mithelfen. Doch es kam noch schlimmer. Bei der Arbeit geschah ein Unglück. Eine Eisenschiene fiel ihm auf die Füße und hackte ihm beide Fußballen ab. Er wurde entlassen; für die Arbeit war er ohnehin nicht mehr brauchbar. Es wurde keinerlei medizinische Hilfe zugelassen. Bei unbeschreiblichen Qualen hat er doch irgendwie überlebt.

### **Der Wechsel in eine andere Umgebung**



An eine Rückkehr in die Ukraine war nicht zu denken. Eines Tages ging Anisja ihre Freundinnen besuchen, von denen sie erfuhr, dass sie als ehemalige Zwangsarbeiterinnen weiterhin an Radsberger Bauernhöfen arbeiten. Die Freude über die Begegnung in Freiheit war groß, noch größer waren allerdings die Unsicherheit und die Sorge hinsichtlich der Zukunft. In Kossiach fand Anisja Ukrainerinnen und Ukrainer, zwei sogar aus dem Dorf Ljubikowitschi. Olga war bei vlg. Strutz, später bei Melan, Odjuschka bei vlg. Selischnik, und bei vlg. Tauer in Radsberg war eine weitere Bekannte, bei Marjanovka zu Hause. Bei vlg. Melan arbeitete auch Michi, welcher davor bei vlg. Ruditz in Schwarz gewesen war, Stefan diente bei vlg. Messner in Radsberg, Vasilij beim vlg. Hribernik, Paraska beim Trawintschnik und Volodek beim vlg. Raschju in Kreuth. Ein Ukrainer namens Joschko war bei vlg. Selischnik, ein anderer beim vlg. Poder, Iwan beim Oblak. Die waren schon nicht mehr da, weil sie sich sofort nach Kriegsende in andere Länder begaben. Anisja konnte noch erfahren, wo Ljubkas Cousin Iwan und ihr eigener Schulfreund Alexander lebten. Ljubka fand übrigens ihr neues Zuhause bei vlg. Tschudnik in Plescherken in der Nähe des Keutschacher Sees.

Die Heimatlosen saßen beisammen und grübelten darüber, was sie tun sollten. Die Ungewissheit war eine unerträgliche Last. Einige entschlossen sich, Kossiach gleich zu verlassen und sich anderswo, vielleicht in der

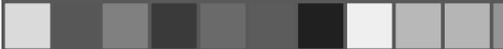
Stadt eine Arbeit zu suchen und ein neues Leben zu beginnen. Andere hegten die Absicht, sich in die neue Welt zu begeben, nach England, Amerika, Kanada, Australien. Manche zögerten noch. Darunter war Anisja Andrejewna Denisjaka.

Die noch nicht zwanzigjährige Ukrainerin erfuhr von Odjuscha und Olga, ihren Landsmänninnen, die in der Nachbarschaft ihren Dienst machten, dass im Dorf bei vlg. Oblak ein älteres kinderloses Ehepaar ganz allein wirtschaftete. Mit der Landwirtschaft kamen die beiden schon lange nicht mehr zurecht. Doch sie sollen gute Menschen sein, hörte man doch niemals etwas Schlechtes über sie. Der Oblak-Vater Martin Ogris litt an einer Sehschwäche, hatte eine vom Böllerschießen verkrüppelte Hand und seine Frau Magdalena war ebenso schon betagt und gebrechlich. Ihre Kräfte ließen nach und sie konnten kaum noch für sich sorgen. Die Ukrainerin Anisja Andrejewna fasste Mut, um sie zu fragen, ob sie sie in den Dienst stellen würden. Sie wurde freundlich aufgenommen. Der Vater vlg. Oblak meinte, dass er sogar dankbar wäre, wenn sie beim Haus mithelfen würde und sie solle gleich bleiben.

Sie ging also nicht mit ihren Freundinnen zum Sammellager nach Villach, aus dem sie die Reise in entfernte Länder antraten. Anisja war sie einmal noch besuchen. Sie wurde sogar ein wenig ausgelacht. Die anderen konnten nicht verstehen, dass sie keinen gesellschaftlichen Aufstieg und Fortschritt wolle und dass sie weiterhin lediglich bei Bauern arbeiten möchte. Die anderen waren wild entschlossen, auszuwandern, die einen nach Großbritannien – so auch ihre Freundin Habka, andere nach Kanada, wieder andere nach Australien, darunter Olga und Marinka. Einige wählten die Vereinigten Staaten als Ziel.

### **Der Neubeginn**

In Kossiach lebte man zu jener Zeit ein bescheidenes und beschauliches Landleben. Die Ukrainerin war inzwischen mit den unterschiedlichen Verrichtungen am Bauernhof recht gut vertraut. Beim Oblak waren die alten Leute Martin und Magdalena sehr froh, dass sie blieb. Sie hatten ein



Pferd, das recht lebhaft war. Immer wieder warnte sie der alte Vater, dass sie vorsichtig sein soll. Doch bald konnten sie feststellen, dass sich Anisja vor Pferden gar nicht fürchtete. Wann immer es notwendig war, spannte sie das Zugtier ein und begab sich zur Arbeit. Zwischendurch, am ehesten sonntags, nutze sie jede Gelegenheit, um sich mit ihren ukrainischen Freundinnen und Freunden, die so wie sie am Radsberg geblieben waren oder in der näheren oder etwas entfernteren Umgebung lebten, zu treffen. Nach einigen Monaten kehrte Simon Ogris, ein Neffe des Ehepaares vlg. Oblak aus der Gefangenschaft zurück. Zu Hause war er eigentlich bei vlg. Kopajnik in Tutzach. Bereits vor dem Krieg wurde festgelegt, dass er die Wirtschaft des Onkels übernehmen werde. Er hatte zwar eine Auserwählte in Radsberg, doch es kam anders. Beide, Simon und Anisja waren jung. Sie waren zusammen bei der täglichen Arbeit und lebten unter einem Dach. Sie gewöhnten sich aneinander und kamen sich näher. Es dauerte nicht lange und Anisja wurde schwanger. Damit war die Zukunft mehr oder weniger besiegelt. Im ländlichen Umfeld gab es in jener Zeit in einem derartigen Fall, insbesondere für Anisja, die niemanden hatte, keine andere Wahl als die Eheschließung. Sie heirateten und richteten sorgsam und fleißig das Heim ein für die Familie, die von Jahr zu Jahr größer wurde. Zuletzt waren sechs Kinder im Haus.



Die Nachbarschaft war nicht immer freundlich. In Anisja wurde gewissermaßen ein Fremdkörper gesehen, man wusste doch nicht so genau, woher sie gekommen war. Alle sprachen zwar eine gemeinsame Sprache, doch aus dem Akzent und der Verwendung mancher Wörter war erkennbar, dass ihr Tonfall nicht der Sprechweise der Einheimischen entspricht. Die örtliche slowenische Mundart verstand sie zwar recht gut, beim Sprechen stockte sie aber manchmal oder sie drückte sich mitunter auf ihre Art aus. Sie gewöhnte sich daran, slowenische Zeitschriften, die ins Haus gekommen waren und manchmal auch ein Buch zu lesen. Gemeinsam mit den Kindern erlernte sie mehr und mehr die örtliche Sprechweise. Anisja drängte nicht übermäßig in die Gesellschaft der Nachbarn. Sie hatte ein paar gute Freundinnen, mit denen sie häufig zusammentraf. Stärker verbunden war sie mit jenen, die zwar heimisch waren, doch Schwie-

rigkeiten in der Familie hatten oder auch sonst vom Leben nicht gerade verwöhnt wurden. Sie haben sich ihr gerne anvertraut, da sie das Gefühl hatten, dass Anisja sie besser als andere verstehen kann. Gehässigkeiten, an welchen es auch nicht fehlte, haben freilich geschmerzt. Manchmal übertrugen sie sich sogar auf die Familie und die Kinder. Wenn sich die Jungschar stritt, war nicht selten der Ausdruck „Polak“ als Schimpfwort zu hören. Derartige Anwürfe haben sich natürlich die Kinder nicht selbst erdacht.

Der Bauer Simon arbeitete fleißig und war ein fortschrittlicher Landwirt. Der Erfolg weckte Missmut. Nicht nur das, der Neid entstand bereits, als es bekannt wurde, dass er den Hof des Onkels erben würde. Bei vlg. Oblak hatten sie zwar keine Kinder, doch sie hatten in der Dorfnachbarschaft andere Verwandte. Die Schwierigkeiten steigerten sich gewaltig, nachdem die Oma Magdalena schwer erkrankte. Dreieinhalb Jahre war sie an das Bett gefesselt. Anisja bediente und ernährte sie, sie betreute sie rund um die Uhr, obwohl am Hof noch eine Menge Arbeit wartete und die Kinderschar da war. Wenn sie allein daheim war, konnte sie die alte Frau nicht immer gleich aus dem Bett heben und sie sauber machen. Die Nachbarn waren so freundlich, dass sie anstatt zu helfen die Gendarmen verständigten und sie anklagten, die bejahrte, hilflose und kranke Frau zu vernachlässigen. Obwohl Anisja eine starke und mutige Frau war, gelangte sie mitunter an den Rand der Verzweiflung.

### **Die Muttersprache**

In ihrer angestammten ukrainischen Sprache hat Anisja mit ihren eigenen Kindern nicht gesprochen, was ihr manche Landsleute sogar krumm nahmen. Ihr Kopf war voller Sorgen. Die Kinder waren mit ihrer ukrainischen Muttersprache dennoch immer wieder in Berührung gekommen. Anisja hatte gute Verbindungen mit ihren Landsleuten in den nahen Dörfern, aber auch in den entfernteren Orten Südkärntens und in Klagenfurt. Als Bäuerin lud sie diese häufig ein und bewirtete sie gastfreundlich. Sie kamen gern und fühlten sich wohl. Die Gespräche wurden freilich in



ihrer gemeinsamen Herkunftssprache geführt. Manche von den Besucherinnen sprachen nicht Slowenisch, die Oblak-Kinder konnten aber ebenso wie alle Kinder im Dorf kein Deutsch. Von den Gästen versuchte sich so mancher mit der Jugend auf Ukrainisch zu verständigen. So gewöhnten sich die Kinder allmählich zu einem gewissen Maße an die Sprache ihrer Mutter. Eine besondere Freundschaft entspann sich zwischen Anisja und Albina aus Wellersdorf, die ebenfalls Bäuerin geworden war.

Bettler und Landstreicher kehrten in jenen Zeiten im Haus häufig ein. Bei vlg. Oblak hat sie niemand mürrisch abgewiesen, der Hof war auch wegen des guten Mostes bekannt. Einst kam eine Frau daher, die Regenschirme ausbesserte. Sie erzählte von einer älteren Ukrainerin, die irgendwo im Jauntal arbeitete. Sie konnte sich in dem Umfeld, welches für sie fremd geblieben war, überhaupt nicht zurechtfinden. Sie litt sehr und wollte immerzu nur nach Hause, um gemeinsam mit ihrem Bruder leben zu können. Anisja ging sie besuchen und sprach sie in der ukrainischen Sprache an.



Die arme Ana war eine schon bejahrte Zwangsarbeiterin bei einem Bauern, wo sie auch nach dem Krieg geblieben war, weil sie sich einfach nicht zu helfen wusste. Nach Jahren begannen ihre Kräfte nachzulassen. Schwerere Arbeiten konnte sie keine mehr verrichten und mit der Zeit wurde sie beim Haus überflüssig. Armselig musste sie dahinvegetieren. Bei der Begegnung mit der jüngeren Landsmännin war sie außer sich und begann sogleich ihre Sachen zu packen. Sie bat Anisja, sie zu ihrem Bruder Iwan zu bringen. Das ging natürlich nicht, was man Ana nicht erklären konnte. Anisja entschied sich nach einem Gespräch mit ihrem Mann, die Frau bei sich aufzunehmen. Für leichtere Arbeiten in der Küche und um das Haus war Ana immer noch gut. Ana befasste sich ziemlich viel mit den Kindern. Mit all dem entlastete sie die Hausfrau ein wenig, die gemeinsam mit ihrem Mann Tag für Tag auf dem Feld, auf den Wiesen und im Wald hart arbeiten musste und auch im Haus und im Stall alle Hände voll zu tun hatte. Ana konnte kein Deutsch und auch kein Slowenisch erlernen. Mit den Menschen im Haus redete sich nur auf Ukrainisch, vor allem mit den Kindern. Diese verstanden sie bald

und konnten sich gut mit ihr verständigen. Junge Menschen kommen mit einfachen Sprechsituationen bald zurecht und nach einiger Zeit sprachen sie über mancherlei Dinge in ukrainischer Sprache.

### **Das Misstrauen**

Unter den Zwangsarbeitern waren welche, die nach Kriegsende unverzüglich heimkehrten. Ihnen erging es keineswegs gut. Sie wurden beschuldigt, während des Krieges den Deutschen gedient und sie unterstützt zu haben, während jene, die zu Hause geblieben waren, im großen vaterländischen Krieg unbeschreibliche Opfer für die Befreiung und für den endgültigen Sieg erbringen mussten. Wenngleich keiner der Zwangsarbeiter freiwillig die Heimat verlassen hatte, steckt im Kern der Anklage sogar ein Stück Wahrheit. Zehn bis dreizehn Millionen Menschen aus ganz Europa mussten unter unmenschlichen Bedingungen Zwangsarbeit im großdeutschen Reich verrichten. Zu Kriegsende waren es im heutigen Österreich nahezu eine Million. Jene, die aus der ehemaligen Sowjetunion verschleppt wurden, waren in einer hohen Anzahl Ukrainer.

Der Krieg brachte einen immer größer werdenden Bedarf an der Erzeugung von Waffen mit sich. Es fehlte vor allem die männliche Arbeitskraft. Die Burschen und die Männer, die bei den Kriegszügen durch die östlichen Länder aufgegriffen worden waren, wurden der Industrie zugeteilt. Die Frauen mussten in der Landwirtschaft jene ersetzen, die unfreiwillig eingerückt waren und sich als Soldaten auf verschiedenen Kampfgebieten in Europa und Afrika befanden. Die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen mussten also für jene arbeiten, die ihre Heimat besetzt und unterworfen hatten. Forscher konnten feststellen, dass es ohne die Zwangsarbeiter – es waren dies überwiegend die so genannten Ostarbeiter – der Untergang des Dritten Reiches bereits im Jahre 1943 gekommen wäre. Insbesondere die Nahrungsversorgung der Bevölkerung und der Streitkräfte wäre bald zusammengebrochen.

Die Heimkehrer waren bei den Kommunisten im Verdacht, dass sie Spione der westlichen kapitalistischen Welt seien und im Dienste des Fein-

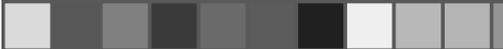


des gegen die Heimat arbeiten. Das Misstrauen war gewaltig. Besonders schlimm traf es die Kriegsgefangenen, denen die Propaganda vorhielt, dass sie Verräter und Kollaborateure gewesen waren, weil sie nicht bereit waren, bis zum letzten Blutstropfen gegen den Aggressor zu kämpfen. Die Sowjets sperrten die Heimgekehrten häufig in Lager, vielfach noch bevor sie heim zu den eigenen Leuten gekommen waren. Manchen gelang es dennoch in den Heimatort zu kommen, doch sie fanden keine Angehörigen mehr.

Später, nachdem in der Sowjetunion als Sekretär der Kommunistischen Partei der Ukrainer Nikita Chruschtschew an die Macht gekommen war, sprach man, dass sich die Verhältnisse beruhigt hätten und dass die schlimmste Not nachgelassen habe. Anisja schöpfte wieder Hoffnung, vielleicht doch noch einmal die Heimat und ihre Angehörigen, soweit sie noch am Leben waren, besuchen zu können. Wiederholt stellte sie bei den diplomatischen Vertretungen in Wien und in Salzburg den Antrag auf Ausstellung eines Visums. Einmal kamen sie sogar der Konsul der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken und sein Mitarbeiter in Kosjach besuchen. Sie wollten alles wissen, wie es bei ihr zu Hause gewesen war und wie es jetzt sei. Offensichtlich wollten sie herausbekommen, wie es mit ihr aussah und ob sie tatsächlich keine politischen oder umstürzlerischen Absichten hegte. Der Diplomat war freundlich und zuvorkommend, geholfen hat es allerdings nicht. Es hieß immer gleich: Wegen der Verwandtschaft ist es nicht möglich die Reiseerlaubnis zu bekommen, denn die Familie sei politisch zu sehr belastet.

### **Die ukrainische Auslandsgemeinschaft**

Mit ihren Landsleuten, derer es nach dem Krieg in Kärnten noch immer genug gab, hatte Anisja zahlreiche Verbindungen. Bei den Begegnungen war häufig jemand dabei, der noch für andere Ukrainerinnen und Ukrainer wusste. Der Kreis der Bekannten und Leidensgenossen erweiterte sich. Nach einiger Zeit gesellte sich zu den Ukrainern ein Geistlicher, der aus Wien gekommen war. Seither gab es einmal im Monat in der Kapuzi-



nerkirche in Klagenfurt einen Sonntagsgottesdienst, der zwar katholisch war, aber nach dem östlichen Ritus der unierten ukrainischen Kirche zelebriert wurde. Der Kreis der Leute, die die heiligen Messen besuchten, war ziemlich groß, vor allem zu Weihnachten und zu Ostern, als der Gottesdienst besonders feierlich gestaltet wurde. Nunmehr kommen nur noch wenige zu den Gottesdiensten, die gelegentlich stattfinden.

Bei diesen Begegnungen spielte sich alles in ukrainischer Sprache ab. Nach der Messe ging die Mehrheit der Besucher zum gemeinsamen Mittagessen, meist zum Gasthof Wunder (heute Kuttinig) bei St. Peter in Klagenfurt. Dort verbrachte man gemeinsam den Sonntagnachmittag, unterhielt sich, erzählte einander, wie es dem einen und der anderen erging. Es wurde auch gerne gesungen, waren doch ausgezeichnete Sängerinnen und Sänger dabei. Sie versuchten sich ein wenig Heimat und Erinnerung zu bewahren.



Nach Jahren kamen zu den Treffen einzelne Männer und Frauen, denen es bereits gelungen war, die Angehörigen in der Heimat zu besuchen. Darunter war auch die Verwandte Ljubka, die es verstand, dem Konsulat klarzumachen, dass ihre Schwester gestorben war und dass sie am Begräbnis teilnehmen möchte. Ljubkas Vater stand in der Zeit der politischen Wirrnisse eher auf der Seite der Russen und daher hatten später auch ihre Brüder keine besonderen Schwierigkeiten. Bei dem Kurzbesuch in der Heimat kam sie kurz mit Anisjas Schwester Sofja zusammen. Von ihr erfuhr sie von den tragischen Einzelheiten aus dem Schicksal der Familie. Als sie zurück kam, beteuerte sie, dass kaum eine Aussicht bestehe, dass Anisja ihre Heimat jemals wird noch sehen können.

Bei den Treffen fand Anisja heraus, dass die ukrainische Auslandsgemeinschaft eine recht bunte Gesellschaft war. Es waren darunter welche, die zwar eine Verbindung zu den Landsleuten suchten, zugleich aber behaupteten, dass sie ihr Ukrainisch verlernt hätten. Anisja hatte mit der Sprache keine Probleme, weil sie sich anlässlich der zahlreichen Besuche und Begegnungen mit den Landsleuten in ihrer Muttersprache unterhielt. In Verbindung mit dem täglichen Gebrauch der slowenischen Sprache blieb ihr angestammtes Ukrainisch recht lebendig. Sie hatte wenig Ver-

ständnis für all jene, die sich von ihren Wurzeln zu entfernen begannen. Die Ukrainer, die gelegentlich einander begegneten und sich sammelten, waren nicht alle Zwangsarbeiter gewesen. Unter ihnen tauchten welche auf, vor allem Männer, die zur deutschen Wehrmacht eingezogen worden waren und nach dem Zerfall des großen Reiches nicht heimkehren konnten. Weiters waren darunter Angehörige der so genannten Wlassow-Armee, die gemeinsam mit dem Okkupator einen erbitterten Kampf gegen die sowjetische Rote Armee führten und sich nach dem Krieg gerade noch retten konnten, bevor sie die Amerikaner an die Russen übergaben.

In die Zusammenkünfte der Ukrainerinnen und Ukrainer wurden vermehrt politische Dinge herein getragen. Für diese interessierte sich Anisja überhaupt nicht. Dennoch nahm sie einmal an einer Versammlung der ukrainischen Gemeinschaft in München teil. Die Verbindungen funktionierten überraschend gut. In Klagenfurt war bei der Firma Gschiel der Ukrainer Johann beschäftigt, der Verbindungen in alle Richtungen unterhielt. Die Diaspora führte in München eine machtvolle Manifestation durch. In den Kreisen der Heimatlosen wurde immer wieder davon gesprochen, dass sich die Ukraine einmal aus der sowjetischen Übermacht befreien werde. Die Mehrheit konnte es nicht recht glauben und war von derartigen Überlegungen nicht sonderlich angetan. Für einfache Menschen bringen nach den vielen bitteren Erfahrungen Umstürze für gewöhnlich nichts Gutes.

### **Siebenmal sieben Jahre**

Die Zeiten ändern sich, doch war der Lauf der Geschichte keineswegs vorhersehbar. In der Sowjetunion kam es unter der Führung des Generalsekretärs der Kommunistischen Partei Michail Gorbatschow zur „Perestrojka“. Die Ukrainerinnen verspürten, dass ein günstiger Moment gekommen war, um sich mit der Heimat und den Angehörigen in Verbindung zu setzen. Manche waren schnell und mutig. Nun waren es schon mehr, die nach den Jahren der Vertreibung ihre Heimat sehen und den Heimatboden betreten konnten. Bei Anisja war es noch immer ziemlich

verzwickt. Dennoch gelang es ihr, für ihre Schwester und einige Verwandte alles zu regeln, damit diese das Visum für einen Besuch in Österreich bekommen konnten. An die Österreichische Botschaft in Kijiw bzw. Kiew sandte Anisja eine schriftliche Erklärung, dass sie persönlich bezüglich einer etwaigen Erkrankung oder eines Unfalles während des Aufenthaltes in Österreich alle Verantwortung übernehme. Die Schwester Sofja wäre nicht Sofja, würde sie nicht entschlossen und schnell handeln. Ohne zu zögern begab sie sich auf die Reise zu Anisja.

Es vergingen nahezu fünf Jahrzehnte, bis Anisja jemanden aus ihrer Familie an sich drücken konnte. Die Schwester Sofja Andrejewna Sokolowa war bereits in den Jahren und nicht mehr besonders gesund. Bis nach Wien reiste sie mit der Eisenbahn. Mit ihr kam ihr Sohn Wladimir Sokol, seine Frau Marija sowie die Tochter Swetlana Waldimirowna. Anisjas ältester Sohn Thomas holte sie in Wien ab. Wolodja kannte er bereits, denn er konnte ihm im Jahr 1978 in Kijiw begegnen und ihn kennenlernen. Jenes Treffen war zwar illegal, verbunden mit einiger Wagnis sowie zahlreichen Komplikationen und es hatte für den ukrainischen Cousin unliebsame Folgen. Er fuhr die Besucher aus dem Osten von Wien zu vlg. Oblak nach Kossiach, wo sich die Schwestern Sofja und Anisja nach siebenmal sieben Jahren erstmals umarmen konnten.

### **In der Heimat zu Besuch**

Es gab wieder Hoffnung, dass Anisja doch noch ihren Geburtsort sehen werde, welchen sie noch nicht sechzehn Jahre alt verlassen musste. Nunmehr war sie fünfundsechzig. Es gelang ihr, alle Genehmigungen zu bekommen und Anisja begab sich auf die Reise in Begleitung des Sohnes Thomas und seiner Frau Leni sowie der Tochter Anni. Sie fuhren mit dem Auto. Dies war zwar teilweise eine ziemlich abenteuerliche Reise, denn einen Treibstoff konnte man in jener Zeit an den öffentlichen Tankstellen nicht ohne Weiteres bekommen. Die Reisenden hatten allerdings einige Adressen und aus den privaten Vorräten der Einheimischen war es ein Leichtes den Tank zu befüllen.



So manches war in der Ukraine des Jahres 1991 ungewöhnlich, für Anisja ziemlich fremd. Nachdem die Reisenden die Karpaten überquert hatten und in die Stadt Lwiw – aus der Zeit der altösterreichischen Monarchie unter dem Namen Lemberg bekannt – kamen, begann die weite Ebene. Anisja hatte erstmals das Gefühl, in der angestammten Heimat angekommen zu sein. Sie konnte sich in all der Zeit ihres Lebens am Radsberg an die Hänge der gebirgigen Alpenregion nicht richtig gewöhnen. Das Reiseziel war vorerst Rowno, wo die Schwester Sofja und ihr Sohn Wolodja mit seiner Familie lebten. Auf der Fahrt in Richtung Osten fiel es gleich auf, dass die Wegweiser und Ortstafeln an der Straße irgendwie verändert waren: Bereits in Lwow war das „o“ überklebt und mit einem „i“ ersetzt, die Stadt hieß also Lwiw. Für Rowno war die Aufschrift „Riwne“ angebracht und für Kiew „Kijiw“. Auf öffentliche Aufschriften kehrte die ukrainische Sprache zurück, obwohl die Staatssprache noch immer Russisch war. Nach den Jahren der Abwesenheit hatte Anisja in den ersten Tagen ihres Besuches in der Heimat tatsächlich einige Sprachschwierigkeiten. Sie stockte ein wenig, möglicherweise auch aus Aufregung und wegen der wieder auflebenden traurigen Erinnerungen. In kürzester Zeit ist es ihr wieder völlig aufgegangen und nach zwei Tagen sprach sie, als ob sie nur kurze Zeit abwesend gewesen wäre.



Ein eigenes Verkehrsmittel war für einen derartigen Besuch von großem Wert. Man musste nicht nach Verbindungen des öffentlichen Verkehrs suchen und sich um die Fahrscheine anstellen, wenn man aufs Land fahren wollte. Von der Stadt Riwne aus besuchte Anisja in Begleitung ihrer Schwester die Orte und Dörfer, in denen noch wer von den Angehörigen lebte, wie die Tante, der Cousin Micha und seine Frau, der Neffe Grigor und andere. Die Begegnungen waren einerseits berührend, andererseits aber auch merkwürdig. Sie wussten zwar voneinander, sie kannten sich aber größtenteils nicht. Wie sollten sie auch? Die Epoche von fünfzig Jahren hinterließ Spuren. Die Gesichter haben sich verändert, die Gestalten sind anders geworden. Viele waren noch Kinder, als Anisja von Zuhause weg musste. Es war nicht einfach jemanden zu erkennen, der damals erst vier Jahre alt gewesen war. Sie mussten einander erst sagen, wer sie seien.

## An den Gräbern

Erschütternd war das Eintreffen im Geburtsort Ljubikowitschi nahe der Stadt Sarni. Der Fluss Slutsch fließt noch in demselben Bett wie einst. Vom Heimatort blieb aber nicht besonders viel übrig, vom Geburtshaus war keine Spur mehr zu sehen. Lediglich da und dort sah man Häuser, die zumeist verlassen waren. Vom Anwesen, wo Ljubka zu Hause gewesen war, waren einige Mauerreste und Pfeiler noch sichtbar. Was vom einstigen Dorfleben übrig geblieben war, erinnerte an ein Dorf in einer abgeschiedenen kärntnerischen ländlichen Gegend, wie es in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg aussah. Rückständigkeit und Armut waren fünfundvierzig Jahre nach dem Krieg noch immer auf Schritt und Tritt offensichtlich. Zerstörungen waren an zahlreichen Stellen erkennbar. Die Zeit vollbrachte das ihre, aber auch die Gewalt, die Politik und unglückliche Ereignisse. Nach den kaum erdenklichen menschlichen und materiellen Zerstörungen war am Schlimmsten die Katastrophe, die jene Gegenden viele Jahre nach dem Krieg ereilte. Es war dies das fürchterliche Unglück im nahen Atomkraftwerk Tschernobyl, das nur etwa einhundertdreißig Kilometer entfernt ist. In der Folge wurde zwar nicht die gesamte Bevölkerung evakuiert, doch die Leute, insbesondere jüngere Menschen wussten, dass sie fort müssten, wenn sie selbst und vor allem ihre Kinder noch eine Zeit lang am Leben bleiben wollten.

Die einzige Spur, die Sofja und Anisja von den eigenen Leuten finden konnten, war das Grab ihrer Mutter. Irgendwer musste darauf geschaut haben, denn es befanden sich Blumen darauf und ein Ruschnik über dem Grabkreuz. Wo der Vater, die Schwester und der Bruder begraben wurden, weiß kein Mensch. In der Nähe des Friedhofes hielten die Besucher bei einem verlassenen Bauernhof. Neben der Stalltür hing wie ein stummer Zeuge aus längst vergangenen Tagen eine sehr schön gearbeitete und mit bunten Stickereien geschmückte Lammfelljacke.

Die Schwester Sofja war eine einzigartige Charakterpersönlichkeit. Die ärgsten Schicksalsschläge konnten sie nicht zerbrechen. Sie richtete sich immer wieder auf und nahm das Schicksal in ihre Hände. Sie musste bei der Arbeit

immer wieder hart zupacken, damit sie sich selbst und ihren Sohn Wolodja durchbringen konnte. Sie war stolz auf die Leistungen und Auszeichnungen, die sie für die Verdienste bei „der Arbeit um den Aufbau einer neuen Welt“ verliehen bekommen hatte; manche waren sogar aus der stalinistischen Zeit. Das alles konnte sie nicht davon abhalten, dass sie eine tief gläubige Frau geblieben war. Regelmäßig und mutig besuchte sie die Gottesdienste. Dem Dorfgeistlichen, insbesondere dem Batjuschka in der Siedlung Buschtscha, spendete sie einen Teil ihres schwer verdienten Geldes. Es war für sie daher selbstverständlich, dass sie den Geistlichen und seine Familie mit den Angehörigen aus Österreich besuchen ging. Batjuschka war stolz und über den Besuch sehr erfreut.

Wenn es nur irgendwie möglich war, ging Sofja Andrejewna auf Wallfahrten, am liebsten zur berühmten Pilgerstätte Petschajew, die sich im Rayon Ternopil – auf Russisch Ternopol – befindet. Auch während des Besuches ihrer Schwester Anisja konnte sie nicht anders, als dass sie sie in die Marienkirche geleitete. Sie wollte das mächtige und sehr schöne Heiligtum den Besuchern aus Österreich zeigen. Zugleich dankte sie gemeinsam mit ihrer Schwester für die Gnade, dass sie einander im Leben noch einmal sehen durften.

### **„Die Geschichte“...**

*...entstand nach der Erzählung meiner Mutter, ergänzt durch einige weiteren Quellen. Es sind dies Eindrücke aus einer Lebensgeschichte, wie sie Anisja Andrejewna Denisjaka, verh. Ogris erleben und erleiden musste. Anisja ist eine geborene Ukrainerin. Als fünfzehnjähriges Mädchen wurde sie von den nationalsozialistischen „Herrenmenschen“ der Familie entrisen, aus der heimatlichen Umgebung verschleppt und als Zwangsarbeiterin des Deutschen Reiches in unser Land gebracht.*

### **Zum Weiterlesen:**

August Walzl: Zwangsarbeit in Kärnten im Zweiten Weltkrieg / Hintergründe eines politischen Phänomens im Alpen-Adria-Raum; Verlag des Kärntner Landesarchivs, Klagenfurt 2001.

Wir schlossen eine Partnerschaft / Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium für Slowenen in Klagenfurt – Slowenischer Kulturverein Radsberg / Radiše 1992; Projektarbeit MITEINANDER LEBEN – VONEINANDER LERNEN; Thema: „Ordentliche Beschäftigungspolitik im Dritten Reich“ am Beispiel der ukrainischen Zwangsarbeiterin Anisja Andrejewna Denisjaka. (Projektleitung: Mag. Marija Mlečnik.)

Metod Turnšek: Med koroškimi brati. Medvojni roman; DSM - Mohorjeva družba v Celovcu, Celovec 1973 (Pisateljevo posvetilo: „To literarno delo posvečam vsem, ki so na koroški zemlji delili trpko usodo mučeništva s trdo preizkušenim slovenskim narodom!“)/

Metod Turnšek: Unter Brüdern in Kärnten; Ein Zwischenkriegsroman (in slowenischer Sprache); Hermagoras Verlag, Klagenfurt 1973.

(Die Widmung des Autors: „Dieses literarische Werk widme ich all jenen, die auf Kärntner Boden das bittere Märtyrerschicksal mit dem hart geprüften slowenischen Volk teilen mussten!“)

Josef Winkler: Die Verschleppung; Njetotschka Iljaschenko erzählt ihre russische Kindheit. edition suhrkamp 1177, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1983.

Peter Fritz / Eva Schweighofer: Lebenslänglich – Die Erinnerung lebt; 20 österreichische Kriegs- und Nachkriegsschicksale; M+N Medienverlag, Morré & Nöst Medienverlag OEG, Graz 2007

T. Ogris: Ukrajinka (Die Ukrainerin); Naša vas / Unser Dorf – Glasilo Slovenskega prosvetnega društva Radiše / Mitteilungsblatt des Slowenischen Kulturvereines Radsberg, Nr. 19/1999.

T. Ogris: Skrb za preživetje (Die Sorge ums Überleben); Aufzeichnungen nach einem Zeitzeugenbericht von Stefan Resztej; Naša vas / Unser Dorf – Glasilo Slovenskega prosvetnega društva Radiše / Mitteilungsblatt des Slowenischen Kulturvereines Radsberg, Nr. 33/2006.

T. Ogris: Anisja – Žalostna povest se je obrnila na dobro. In: Rastje 2009 (Literarno kritična revija Društva slovenskih pisateljev, publicistov in prevajalcev v Avstriji / Die literaturkritische Publikation des Vereines slowenischer Schriftsteller, Publizisten und Übersetzer in Österreich), Klagenfurt – Celovec 2009.